

## Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung

### Protokoll der Sitzung vom 30. März 2007

An der **63. Sitzung** der Arbeitsgemeinschaft nahmen folgende Personen teil:

Dorninger (Universität für Bodenkultur), Fehrer (BMLFUW, Abt. II/5), E. Fischer (BMLFUW, Abt. II/1), Fuhrmann (BMLFUW, Abt. II/1), Gotschi (Universität für Bodenkultur), Graf (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft), Grandl (Universität für Bodenkultur), Groier (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Hovorka (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Kirisits (Universität für Bodenkultur), Kolland (Universität Wien), Loibl (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Machold (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Mayr (Universität für Bodenkultur), Meiberger (Universität Salzburg), Messner (Universität für Bodenkultur), Oedl-Wieser (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Panholzer (vorm. BMLFUW), Pevetz (vorm. Bundesanstalt für Agrarwirtschaft), Pirkhuber (Nationalrat Grüne), Ressi (Umweltbüro Klagenfurt), Schermer (Universität Innsbruck), Schuh (Österreichisches Institut für Raumplanung), Seifert (Universität Wien), Vogel (Universität für Bodenkultur), Wiesinger (Bundesanstalt für Bergbauernfragen)

**Entschuldigungen** ergingen von:

Danhel, Falb, Greif, Heistingner, Haase, B. Hofer, O. Hofer, Hoppichler, Karre, Kromka, Martischnig, Neuhauser, Ogris, Pass, Roither, Segert, Seitingner, Stastný, Tamme, Tonner, Wieser, Wlodkowski, Ziebermayr, Zsilincsar

In Vertretung des Vorsitzenden **Wieser** begrüßt **Oedl-Wieser** die beiden Vortragenden und die TeilnehmerInnen der Sitzung der Arbeitsgemeinschaft.

Zunächst präsentiert **Hanno Mayr** seine Bakkalaureatsarbeit zu „*Freiwillige Arbeitseinsätze in Südtirols Landwirtschaft*“, die er im Rahmen des Studiengangs Agrartechnik und –wirtschaft mit Spezialisierung auf Berglandwirtschaft an der Freien Universität Bozen verfasste. Mayr absolviert zurzeit ein Masterstudium im Bereich Agrar- und Ernährungswirtschaft an der Universität für Bodenkultur Wien. Im Zentrum dieser Arbeit standen dabei die Erfahrungen und Eindrücke, welche die Freiwilligen und Bauern/Bäuerinnen während ihrer Einsatzzeit auf den Höfen gemacht und hinterlassen haben.

Die Frage, was ein/e Bauer/Bäuerin macht, kann heute von Vielen oft nur mehr unzureichend beantwortet werden. Das liegt v.a. daran, dass der direkte Kontakt zur Landwirtschaft und zu den Bauern/Bäuerinnen weitgehend verloren gegangen ist. An die Stelle des direkten Kontakts treten heute immer mehr die Medien. Allerdings ist das Bild, das die Medien von der Landwirtschaft vermitteln, oft widersprüchlich oder verzerrt, sodass die urbane, d.h. städtische und die ländliche bzw. agrarische Bevölkerung geistig immer mehr auseinander wachsen. Das zeigt sich auch daran, dass die Kritik an Agrarfördermaßnahmen immer lauter wird oder allgemein nur mehr wenig Verständnis für die aktuellen Anliegen der

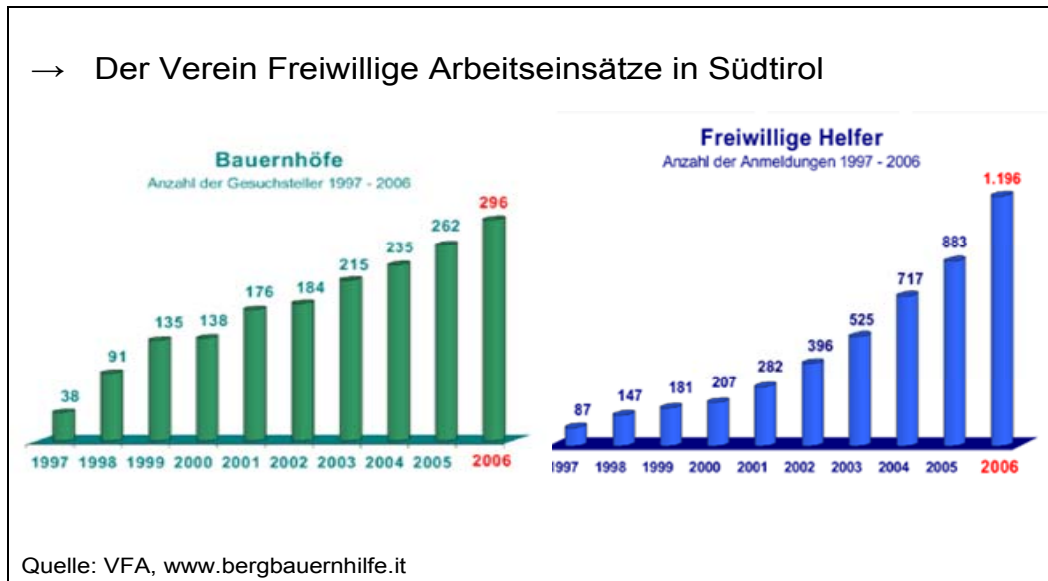
Landwirtschaft vorhanden ist. Auf der anderen Seite haben aber auch viele LandwirtInnen eine eher vorurteilsbehaftete Meinung über die sgn. „Städter“.

Vor dem Hintergrund dieser Probleme wurde bei der Arbeit die Frage gestellt, welche Auswirkungen der direkte Kontakt von Bauern/Bäuerinnen und freiwilligen Helfern städtischer Herkunft und die Zusammenarbeit auf den Höfen auf die Einstellung haben, mit denen Bauern/Bäuerinnen den „Städtern“ und umgekehrt „Städter“ den Bauern/Bäuerinnen begegnen, d.h. wie sich diese Zusammenarbeit auf das Selbst- und das Fremdbild der Bauern/Bäuerinnen auswirkt. Es wurde versucht, die Erfahrungen und Eindrücke der beiden Gruppen „Freiwillige“ und „Bauern/Bäuerinnen“ zu sammeln und zu analysieren. Außerdem wurde die Frage gestellt, ob es durch diese Zusammenarbeit zu einem Einstellungswandel gekommen ist, d.h. ob die Freiwilligen ihre Meinung zur Landwirtschaft und die Bauern/Bäuerinnen ihre Meinung bezüglich der „Städter“ geändert haben. Dass man dabei nicht so einfach von Städtern und Bauern/Bäuerinnen reden kann, soll später noch näher ausgeführt werden.

Im Vorfeld der Studie wurden Literaturrecherchen zum Bild der Bauern/Bäuerinnen in der Gesellschaft und zur wirtschaftlichen Lage der Bergbauern in Südtirol durchgeführt. Außerdem wurde der *Verein Freiwillige Arbeitseinsätze in Südtirol* vorgestellt. Die Bedeutung der Bergbauern Südtirols ist aus wirtschaftlicher Sicht, sofern man nur die Produktion betrachtet, eher zu vernachlässigen. Allerdings umfasst etwa ein Drittel der der Südtiroler Landesfläche Dauerwiesen und Weiden. Diese Flächen werden fast zur Gänze von Bergbauern bewirtschaftet, wodurch sie sehr zum landschaftlichen Erscheinungsbild Südtirols beitragen. Im Zeitraum von 1982 bis 2000 wurde in Südtirol lediglich ein Rückgang von ca. 3% bei den landwirtschaftlichen Betrieben verzeichnet, was für diese exponierten und wirtschaftlich kaum rentablen Lagen sehr wenig ist. Die durchschnittliche Betriebsgröße liegt bei 11,5 Hektar. Der Wald ist dabei bereits mitgezählt, d.h. es gibt sehr viele kleine Betriebe. Etwa die Hälfte der Betriebe sind Nebenerwerbsbetriebe, wobei die Bauern/Bäuerinnen außerhalb der Landwirtschaft überwiegend im Tourismus arbeiten. Eine Studie zur Situation der Landwirtschaft in Südtirol, die an der Universität für Bodenkultur in Wien durchgeführt worden ist (*Walter Schiebel 2006: Apfel Delphie Projekt*), hat festgehalten, dass die Bauern/Bäuerinnen selbstbewusst zu dem stehen, was sie für die Gesellschaft leisten, seien es nun die hochwertigen Produkte oder auch die Leistungen bei der Landschaftspflege. Sie beschreiben ihren Beruf als einen Beruf mit hoher Lebensqualität und sie betrachten, obwohl sie die vielen Schwierigkeiten sehen, welche auf die Berglandwirtschaft zukommen, ihre Zukunft eher optimistisch. Besonders wichtig dabei ist die landschaftspflegerische Funktion, weil Südtirol zu einem großen Teil vom Tourismus lebt. Interessant ist zu hinterfragen, warum diese Bergbauern noch arbeiten, wo doch in benachbarten Tallagen z.B. im Obstbau bei weit weniger Arbeitsaufwand und der gleichen Fläche ein um 100 bis 200% höherer Gewinn möglich ist. Dies ist eine Frage, mit der sich u.a. *Berthold Pohl (1995, Ökonomische Überlebensfähigkeit von Berglandwirtschaftsbetrieben in der EU)* beschäftigt hatte. Als Gründe kann man ein sehr komplexes Geflecht aus kulturellen und sozialen Gegebenheiten anführen.

Beim *Verein Freiwillige Arbeitseinsätze in Südtirol* handelt es sich um einen nicht gewinnorientierten gemeinnützigen Verein, dessen Aufgabe es ist, freiwillige HelferInnen auf Bergbauernhöfe in Südtirol zu vermitteln. Diese Bergbauernhöfe müssen bestimmte Kriterien erfüllen. Dabei wird in erster Linie von ‚Erschwernispunkten‘ ausgegangen. In den Erschwernispunkten fließen die Meereshöhe, die Hangneigung, der Straßenanschluss sowie die Entfernung zum nächsten Ortszentrum ein. Um die Kriterien zu erfüllen, sind mind. 50 Erschwernispunkte notwendig, allerdings werden vom Verein auch soziale und finanzielle Aspekte berücksichtigt. Noch vor der Zuteilung der Freiwilligen werden die Bergbauernhöfe besucht und die familiäre und finanzielle Situation erhoben. Der Verein existiert seit 1995 und wurde zunächst als Projekt betrieben. Er konnte sich aber bald auf der gesamten Südtiroler Landesfläche etablieren. Damals wurde er vom Südtiroler Bauernbund (SBB), der Caritas, dem Verein Lebenshilfe und dem Südtiroler Jugendring (SJR) gemeinsam gegründet. Finanziert wird der Verein hauptsächlich vom Land Südtirol, vom Südtiroler Bauernbund und der Caritas. Im Jahr 2006 wurden ca.

1.300 Helfer an fast 300 Bergbauernhöfe vermittelt. Insgesamt funktionieren die Arbeitseinsätze sehr gut. Abbrüche sind selten und halten sich im Bereich von nur ca. 4%.



Die Anzahl der Gesuchsteller stieg auf Seiten der Bergbauernhöfe in den letzten Jahren in etwa linear an, während die Zahl der freiwilligen HelferInnen eher ein exponentielles Wachstum zeigt. Irgendwann wird aber auch hier eine Grenze erreicht werden.

Bei der Studie wurden in erster Linie Methoden aus der qualitativen Sozialforschung verwendet, da es darum ging, die Hintergründe von Meinungen und Einstellungen zu eruieren und weniger darum, bestimmte prozentuelle Verteilungen aufzudecken. Dabei wurde versucht, den InterviewpartnerInnen bei ihren Antworten viel Spielraum zu lassen, um möglichst authentische Antworten zu erhalten. Im Speziellen wurden Leitfaden-Interviews durchgeführt. Diese stellen eine Mittelform zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung dar. Für den Interviewer war es angenehm eine Gedächtnisstütze zu haben, um bestimmte Fragen nicht zu vergessen. Weiters sollten die Interview-Leitfäden eine Vergleichbarkeit zwischen den beiden Gruppen der Freiwilligen und der Bauern/Bäuerinnen gewährleisten. Den Befragten wurde allerdings bei den Antworten relativ großer Spielraum gewährt; so wurden Rückfragen und zusätzliche Erzählungen zugelassen. Ausgewertet wurden die Transskripte dann mit einer Methode, die sich an der *Qualitativen Inhaltsanalyse* nach Mayring (2000: *Qualitative Inhaltsanalyse – Grundlagen und Techniken*) orientierte. Die Kodierung erfolgte überwiegend händisch, was sehr aufwändig war.

Ein Untersuchungsgebiet konnte nur für die Gruppe der Bauern/Bäuerinnen festgelegt werden, da die Freiwilligen von überall herkommen. Bei der Gruppe der Bauern/Bäuerinnen wurden die Gebiete *Vinschgau* und *Ultental* im westlichen Südtirol ausgewählt, da es dort eine sehr hohe Dichte von Bergbauernbetrieben gibt, die Landwirtschaft einen hohen Stellenwert besitzt und weil in diesen Gebieten auch sehr viele freiwillige Arbeitseinsätze gegeben sind. Ein Betrieb lag darüber hinaus im *Schnalstal*. Auf den Höfen wurden sowohl die Bauern/Bäuerinnen als auch die Freiwilligen interviewt.

Die Interviewpartner sollten einerseits Freiwillige aus deutschen Großstädten sein, um eine städtische Sichtweise der Landwirtschaft zu bekommen. Das hat sich als schwierig erwiesen, weil man nur den Wohnsitz der Freiwilligen als Anhaltspunkt hatte. Letztendlich stammten nur zwei Freiwillige tatsächlich aus einer Großstadt, sind also dort groß geworden. Alle anderen hatten mehr oder weniger intensive Kontakte zur Landwirtschaft. Die Bergbauern/bäuerinnen wurden im Untersuchungsgebiet nach ihrer Verfügbarkeit im Interviewzeitraum ausgewählt, außerdem wurden solche Höfe ausgesucht, auf denen

gerade Freiwillige aus Städten gearbeitet hatten, um die Wege für die Interviews kurz zu halten. Schlussendlich wurden acht Bauern/Bäuerinnen und acht freiwillige HelferInnen befragt, was eine sehr geringe Zahl ist. Es handelte sich dabei aber um eine Pilotstudie, um bestimmte Meinungen zu eruieren. Allerdings waren die einzelnen Interviews zeitlich sehr umfangreich. Unter diesen 16 Befragungen befanden sich auch zwei explorative Interviews. Diese wurden zur Auswertung hinzu genommen, da sich die Fragen nicht mehr verändert haben. Es wurden lediglich jeweils zwei Fragen ergänzt. Die Interviews wurden Ende Juni und Anfang Juli 2006 im Untersuchungsgebiet durchwegs am späten Abend oder am Wochenende durchgeführt, wann die Bauern/Bäuerinnen Zeit bzw. nicht viel zu tun hatten.

Zu den Ergebnissen lässt sich zusammenfassend sagen, dass sowohl die Bauern/Bäuerinnen als auch die HelferInnen überwiegend sehr positive Eindrücke von den Arbeitseinsätzen mitnehmen. Beide Gruppen geben an, voneinander gelernt zu haben. Sie sehen die Arbeitseinsätze als eine Bereicherung für ihr Leben, viele sogar als ein einzigartiges Ergebnis, das ihnen lange in Erinnerung bleiben wird. Von so gut wie Keinem der Interviewten wurden Probleme geschildert. Ein Bauer wusste von einem einmaligen Problem mit einem Freiwilligen in der Vergangenheit zu berichten. Manchmal gab es Missverständnisse, aber insgesamt wurden die Probleme als nicht relevant angesehen. Drei Bauern gaben an, Vorurteile gegenüber Städtern abgebaut zu haben. Auf der anderen Seite waren drei Freiwillige besonders erstaunt über die Leistung, die die Bergbauern/bäuerinnen jeden Tag erbringen, sowie über deren Genügsamkeit.

Bezüglich des Selbst- und Fremdbildes der Bauern/Bäuerinnen lässt sich sagen, dass sowohl die Meinung der Bauern/Bäuerinnen als auch die der Freiwilligen über das Dasein als Bergbauer/bäuerin sehr ähnlich sind. Das kann daran liegen, dass die Bergbauern/Bäuerinnen tatsächlich noch so arbeiten, wie sich das viele Städter vorstellen. Beschrieben wird die Arbeit in erster Linie positiv, sowohl von den Bauern/Bäuerinnen als auch von den Freiwilligen. Die freie Zeiteinteilung ist dabei ein sehr positiver Aspekt der landwirtschaftlichen Arbeit, weiters die Arbeit in der Natur und die Vielseitigkeit der Aufgaben. Allerdings wurden auf der negativen Seite auch die Härte der Arbeit, die langen Arbeitszeiten v.a. im Sommer und die Bindung an den Betrieb genannt, interessanterweise mehr von den Freiwilligen als von den Bauern/Bäuerinnen. Die Bindung an den Betrieb wird allerdings nur von den Freiwilligen als Nachteil genannt. Bei den Bauern/Bäuerinnen gab es dazu nur eine einzige Aussage, dass dies ein großer Nachteil wäre. Interessant war auch, dass fast alle HelferInnen schlussendlich mehr oder weniger intensive Kontakte zur Landwirtschaft hatten. Auch diejenigen Freiwilligen, die in der Großstadt aufgewachsen sind, hatten zumindest unter ihren Großeltern noch Landwirte.

Es wurde versucht, die Gründe festzuhalten, die zum Ansuchen sowohl auf Seiten der Bauern/Bäuerinnen als auch auf Seiten der Freiwilligen geführt haben. Die interviewten Bauern/Bäuerinnen gaben durchwegs an, zwar nicht unbedingt mit der Arbeit überfordert zu sein, dass aber immer viel Arbeit liegen bleibt, eine zusätzliche Arbeitskraft am Hof also benötigt würde. Allerdings war bei allen Bauern/Bäuerinnen auch immer ein besonderer Anlass als Auslöser notwendig, um ein konkretes Ansuchen zu stellen. Zumeist war dies ein Todesfall, eine Erkrankung, ein größerer Schaden am Betrieb, eine Geburt oder ähnliches. Auf Seiten der Freiwilligen findet man eine sehr große Zahl verschiedener Gründe. Diese reichen vom Sozialengagement, einer christlich-sozialen Einstellung über das Argument einfach einmal vom täglichen Leben Abstand zu gewinnen, Flucht aus der Stadt, die sportliche Herausforderung auf Bergbauernhöfen mitzuarbeiten, die Neugier dieses Leben kennen zu lernen bis hin zur Flucht vor Problemen, die man Zuhause hat. Beide Gruppen hatten nur sehr geringe Bedenken im Vorfeld der Einsätze. Die befragten Freiwilligen gingen eher ohne große Erwartungen an ihre Einsatzzeit heran. Auch die Bauern/Bäuerinnen hatten kaum Erwartungen. Hervorragend schöne Momente wurden von beiden Seiten in großer Zahl genannt. Besonders betont haben beide Gruppen, dass die gemeinsamen Gespräche am Abend nach der Arbeit einen sehr großen Eindruck hinterlassen und ihnen persönlich sehr viel gegeben hätten. Einen besonderen Respekt entwickelten die Bauern/Bäuerinnen vor den HelferInnen, wenn sie deren Arbeitseifer betrachteten. Sie waren alle erstaunt, dass Leute aus der Stadt so hart und

lange arbeiten können und bewunderten deren Willen und Einsatzfreude. Die HelferInnen wiederum waren von der Genügsamkeit und Ausdauer der Bauern/Bäuerinnen angetan. Das war für viele etwas, das sie vorher nicht gekannt hatten. Dabei muss man aber berücksichtigen, dass es sich um Bergbauernbetriebe handelte, für die ein extrem hoher Arbeitsaufwand typisch ist.



Die Methode der Untersuchung erwies sich als recht sinnvoll. Allerdings war die Auswahl der Interviewpartner nicht ganz zufrieden stellend. Man hätte mehr „richtige Städter“ befragen sollen. Das war aber aufgrund der Daten, die man über die Freiwilligen zur Verfügung hatte, leider nicht besser möglich. Die offene Form der Interviews hatte sich bewährt. Die Interviews dauerten zwischen 30 und 75 Minuten. Oft ergaben sich auch noch nach den Interviews längere Gespräche, die in Form eines Postskripts festgehalten wurden. Der direkte Kontakt, der bereits vorher zwischen dem Forschungsleiter und den Bauern/Bäuerinnen bestanden hatte (Mayr arbeitete nämlich bereits zwei Jahre vor Erstellung der Forschungsarbeit für den Verein Freiwillige Arbeitseinsätze in Südtirol als Kundenbetreuer), wirkte sich sehr positiv aus, da die Bergbauern/bäuerinnen sonst eher verschlossen sind. Dadurch war es leichter, Antworten zu bekommen. Es ist aber nicht anzunehmen, dass dadurch negative Meinungen eher zurückgehalten wurden, denn erstens gab es nur ca. 4% Abbrüche. Ein großer Teil dieser Einsatz-Abbrüche war nur auf persönliche Gründe der Freiwilligen zurückzuführen, wie etwa Probleme mit der Arbeit oder mit der Familie zuhause. D.h. bei den Interviews kamen vorwiegend positiv Erfahrungen zur Sprache. Dennoch wurden auch einige Probleme geschildert.

Zwei Interviews wurden unter Anwesenheit des Bauern und des Freiwilligen durchgeführt. Dies kam dadurch zustande, da beide vorher ausdrücklich diesen Wunsch geäußert hatten, um ihr gutes Verhältnis zu unterstreichen. Auch hier kann man nicht bestätigen, dass dadurch negative Meinungen zurückgehalten worden wären. Einmal wurde sogar unter der Anwesenheit des Bauern vom Freiwilligen geringfügige Kritik geäußert. Es wäre vielleicht problematisch gewesen, beide getrennt zu interviewen, da dies u.U. zu Verstimmungen zwischen den Bauern und Freiwilligen führen hätte können.

Zur Diskussion der Ergebnisse kann man sagen, dass die vielen positiven Erfahrungen aufgrund der Statistiken zu den Einsatz-Abbrüchen realistisch erscheinen. Das positive Selbstbild der Bauern/Bäuerinnen und die besondere Betonung des Aspekts der *Freiheit* in ihrem Berufsbild, finden sich auch in der Literatur (z.B. Planck/Ziche: *Land- und Agrarsoziologie* 1979). Auch der Arbeitskräftemangel, der

von vielen Bauern/Bäuerinnen als ein Hauptproblem genannt wurde, wird in der Literatur beschrieben (z.B. Girtler: *Sommergetreide - Vom Untergang der bäuerlichen Kultur* 1996). Der Umstand, dass die interviewten Freiwilligen den direkten Kontakt zur Landwirtschaft und dass besonders die Befragten aus einem urbanen Umfeld die Naturbelassenheit und die Ruhe suchten, ist ebenfalls eine bereits erforschte Tatsache (z.B. Lorenzl/Brandt: *Landbau und Metropolis - Ein Beitrag zur agrikulturellen Sinnfindung*). Die positiven Eindrücke, die der intensiven Austausch bei Bauern/Bäuerinnen und Städtern hinterlassen hat und die Schilderung der Schönheit der direkten Zusammenarbeit am Hof wurde ebenfalls schon erwähnt. Es gibt mehrere Studien, die besagen, dass sich dieser direkte Kontakt positiv auf das Bild der Bauern/Bäuerinnen auswirkt (z.B. Scheper: *Das Image der Landwirtschaft bei Meinungsmultiplikatoren* 1998, *Alvensleben: Das Image von Landwirtschaft und Gartenbau bei der Stadtbevölkerung* 1985, Hamann: *Schülervorstellungen zur Landwirtschaft im Kontext einer Bildung für nachhaltige Entwicklung* 2004).

Abschließend sollen noch ein paar kritische Anmerkungen zur Zukunft dieses Vereins gemacht werden. Denn diese Vermittlungstätigkeit kann ja nicht endlos ausgeweitet werden. Man muss sich die Frage stellen, bis wie weit es Sinn macht, Bergbauern/bäuerinnen zu unterstützen. Einzelne sind jetzt schon von den Freiwilligen wirtschaftlich abhängig, d.h. sie könnten ohne die Freiwilligen nicht mehr wirtschaften. Diese Abhängigkeiten könnten, abgesehen von den wirtschaftlichen Folgen, die ein Ausbleiben der HelferInnen hätte, auch negative Auswirkungen auf das bäuerliches Selbstbild nach sich ziehen. Mit der Einsicht, dass ohne Mitarbeit von Freiwilligen ihre Existenz praktisch nicht mehr gesichert wäre, muss ein Bauer/eine Bäuerin erst umgehen lernen. Hier müssten vielleicht in Zukunft Möglichkeiten geschaffen werden, über die sich die Bauern/Bäuerinnen ihre Freiwilligen selber organisieren können, d.h. dass sie z.B. die Kontakte, die über den Verein geschaffen wurden, gut pflegen und später selber einmal die Freiwilligen einladen. Das wäre vielleicht eine Möglichkeit.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die gemeinsame Arbeit am Hof sowohl bei den HelferInnen als auch den Bauern/Bäuerinnen überwiegend positive Eindrücke hinterlassen hat. Beide Gruppen gaben an, sehr schöne Erfahrungen gemacht zu haben. Zum Teil war auch ein Einstellungswandel zu beobachten. Einzelne Bauern/Bäuerinnen und Freiwillige gaben an, Vorurteile abgebaut bzw. ihre Einstellung der anderen Gruppe gegenüber positiv verändert zu haben. Es herrscht eine allgemeine Zufriedenheit über den Ablauf der Arbeitseinsätze. Von beiden Gruppen werden der direkte Austausch und das Gespräch während der Arbeit und in der arbeitsfreien Zeit als der schönste Aspekt bei den Arbeitseinsätzen gesehen. Zusammenfassend kann man sagen, dass der *Verein Freiwilliger Arbeitseinsätze in Südtirol* mit seiner Tätigkeit in begrenztem Maße dazu beiträgt, dass sich die Bauern/Bäuerinnen, in diesem Fall Bergbauern/bäuerinnen und „Städter“, das heißt Freiwillige, die aus einem städtischen oder zumindest nicht-landwirtschaftlichen Umfeld stammen, näher kommen.

**Pevetz:** Ich möchte eine Frage stellen, die über ihre eigentliche Forschungsarbeit hinausgeht. Haben Sie etwa aus anderen Quellen einen Überblick über die Herkunft dieser 300 HelferInnen? Sie erwähnten, dass viele aus deutschen Großstädten kommen. Wie weit sind darunter auch Südtiroler? Wie alt sind diese im Durchschnitt und wie schaut das Geschlechterverhältnis bzw. deren sozialer Hintergrund aus?

**Mayr:** Der *Verein Freiwillige Arbeitseinsätze in Südtirol* verfügt über Daten der Freiwilligen. Dabei handelt sich ungefähr zur Hälfte um Südtiroler. Man ist vom Verein aus bedacht diesen Anteil möglichst nicht kleiner werden zu lassen, damit man den Eindruck aufrechterhalten kann, dass Südtiroler für ihre Landwirtschaft arbeiten. Ein Drittel der Freiwilligen kommt aus Deutschland. Das sind v.a. Leute, die den Naturbezug und die Ursprünglichkeit suchen und deswegen auch nach Südtirol wollen. Etwa 7% kommen aus Österreich, 6% aus dem übrigen Italien, der Rest teilt sich auf die ganze Welt auf. Es waren auch schon Leute aus den U.S.A. und aus Spanien auf den Höfen. Dieser internationale Austausch wird von den Bauern/Bäuerinnen immer sehr positiv gesehen. 50% der Freiwilligen sind 35 Jahre oder jünger. Die Altersstruktur ist aber sehr weit. Der älteste Freiwillige, der vermittelt wurde, war bereits älter als 70 und die jüngsten 16 Jahre alt. In Südtirol kommen die HelferInnen v.a. aus den Städten. In der

Vereinsstatistik festgehalten wurden auch die Berufe bzw. Berufssparten aus denen die Freiwilligen kommen. Es finden sich dabei sehr viele Angestellte aus dem öffentlichen als auch privaten Sektor. Weiters gibt es relativ viele StudentInnen und SchülerInnen. 12% sind freie UnternehmerInnen, die sich für diese Arbeitseinsätze Zeit nehmen. Nach Wirtschaftszweigen kommt die Hälfte aus dem Dienstleistungsbereich, etwa ein Viertel aus der Landwirtschaft, Rest v.a. aus Handwerk und Industrie.

**Pevetz:** Es gibt also auch welche, die selber aus bäuerlichen Familien stammen und auf anderen Höfen im Arbeitseinsatz sind.

**Mayr:** Genau. Dieser Trend lässt sich in den letzten Jahren feststellen, nämlich dass Bauernjugendmitglieder als Gruppe einen Einsatz auf Höfen durchführen. Diese Einsätze sind meist sehr kurz und intensiv, z.B. von Samstagmorgen bis Sonntag am Abend. Sie schlafen dabei in Zelten oder am Heustadel. Die Arbeit, die dabei geleistet wird, ist sehr effizient, da die Freiwilligen nicht eingeschult werden müssen.

**Pevetz:** Könnten Sie sich vorstellen, dass in der Zukunft diese inneragrarisches Selbsthilfe eine Art Zukunftsmodell werden könnte, wenn man dies intensiviert und besser organisiert? Könnten sich die Bauern/Bäuerinnen die Arbeitseinsätze innerhalb ihres Berufsstandes organisieren oder gibt es dazu einfach zuwenige Ressourcen?

**Mayr:** Meiner Meinung nach wären diese Ressourcen durchaus gegeben. Die Bauernjugendgruppen sind fast alle aus eigenem Antrieb zu diesen Arbeitseinsätzen gekommen und die Zahl dieser Gruppen ist am Steigen. Auch z.B. Klassen der landwirtschaftlichen Oberschulen in Südtirol haben so etwas als Schulaktion durchgeführt. Es gibt hier noch ein sehr großes Potential an Arbeitskraft für die Bauern, v.a. da die Arbeit, die diese Jungbauern leisten, viel effizienter ist, als die Arbeit eines deutschen Großstädtlers. Den Bergbauern/bäuerinnen fehlt allerdings oft eine gewisse soziale Kompetenz. Man sollte daher versuchen, ihnen die Mittel zu geben, ihre freiwilligen Helfer selber zu organisieren. Dies würde eine Art Plattform benötigen, wo sich die Interessen treffen. Momentan ist dies noch der Verein. Aber selbst diese relativ einfache Vermittlungstätigkeit verschlingt Unsummen an Zeit und personellen Ressourcen. Allerdings ist aber auch die Qualität entsprechend hoch. Vom Verein aus wird zum Teil sogar versucht, den Charakter der Freiwilligen auf den der Bauern/Bäuerinnen abzustimmen. Dies ist dadurch möglich, weil bis vor einem Jahr der Koordinator praktisch alle Bauern/Bäuerinnen persönlich kannte und er mit den meisten Freiwilligen zumindest einmal am Telefon gesprochen hatte. Zu einem eher wortkargen Bauern könnte man vielleicht einen etwas eloquenteren Freiwilligen schicken. D.h. man hat nicht nur die Fähigkeiten abgeglichen, sondern auch versucht, die Persönlichkeiten aufeinander abzustimmen.

**Panholzer:** Das Problem des Arbeits- und Hilfeinsatzbedarfs besteht gerade auf Bergbauernhöfen, da es gerade hier sehr viele auslaufende Betriebe ohne Nachfolger gibt. Ich denke, dass sich sehr viele, die die Hilfe am dringendsten brauchen würden, nicht anmelden. Ich kenne die Situation in den beiden Gemeinden Lichtenberg/Berg und Lichtenberg am Stilfser Joch, die im Untersuchungsgebiet liegen, selber sehr gut. In beiden Orten gibt es jeweils ein oder zwei Bauern, die mit EU-Förderungen sehr große Ställe gebaut haben und intensiv wirtschaften. In den dörflichen Gemeinschaften entsteht dadurch ein sehr negatives Image gegenüber diesen modernen Bauern. Die normal wirtschaftenden Klein- und Mittelbetriebe haben aber weiterhin ein hohes Ansehen. Das Bild der Landwirtschaft wird durch diese nicht mehr bäuerlich wirtschaftenden Großbetriebe negativ geprägt, nicht nur in der Dorfbevölkerung sondern auch bei den dort zahlreichen Touristen.

**Groier:** Eine der Grundaussagen war, dass es zu einer Veränderung der Grundeinstellungen und Vorurteilen gekommen ist. Dafür braucht es doch wohl einen langen und intensiven Prozess des Austausches. Es würde mich interessieren, wie lange diese Helferinnen und Helfer auf den Betrieben waren. Weiters möchte ich wissen, welche Kritikpunkte es neben den positiven Aspekten bei diesen Einsätzen gab.

**Hovorka:** Ich nehme an, dass es in Südtirol auch eine professionelle Betriebshilfe z.B. über Maschinenringe gibt, wie in Österreich, wo gegen Bezahlung Hilfeinsätze bei Unfall, Krankheit usw. vermittelt werden. Wenn dies der Fall sein sollte, gibt es dann Kontakte zwischen diesen freiwilligen Organisationen und den professionellen? Gibt es u.U. dabei auch ein Konkurrenzverhältnis?

**Mayr:** Diese Tendenzen gibt es natürlich. Junge sgn. innovative Bauern wirtschaften oft sehr intensiv und sehen dabei selber oft nicht, dass dies kontraproduktiv ist, v.a. in Kombination mit dem Tourismus. Die älteren Bauern/Bäuerinnen, das sind mehrheitlich auch jene, die von den Freiwilligen betreut werden, haben meist kein Interesse, groß zu investieren. Man muss aber schon auch sehen, dass deren Wirtschaftsweise einen absteigenden Ast darstellt. Bestimmte Modernisierungen sind notwendig, oft wird dabei aber über das Ziel hinausgeschossen, da in Südtirol die öffentlichen Gelder relativ leicht fließen. Die Bauern/Bäuerinnen sprachen nicht nur über einen bestimmten Einsatz, wenn sie ihre Erfahrungen schilderten. Die interviewten Bauern/Bäuerinnen hatten alle schon zwei, drei oder mehr Freiwillige am Hof, z.T. über den ganzen Sommer. Die Einsatzzeiten dauern zwischen mindestens einer Woche bis zu einem Jahr. Der Durchschnitt liegt aber bei ca. 10 Tagen. Im Zuge der Befragungen wurden kaum kritische Bemerkungen geäußert. Allerdings bei meiner früheren Arbeit für den *Verein Freiwillige Arbeitseinsätze* zeigten sich, wenn auch selten, Probleme. Die Freiwilligen hatten sich z.T. ein falsches, meist zu verklärtes Bild vom Leben und der Arbeit am Hof gemacht. Sie waren dann vor Ort über die harte Arbeit und die langen Arbeitszeiten erstaunt und manchmal überfordert. Auf der anderen Seite gab es Bauern/Bäuerinnen, die einfach zuviel von den Freiwilligen verlangt hatten, z.B. dass sie zehn Stunden am Tag arbeiten und überall mithelfen. Diese einzelnen Bauern/Bäuerinnen haben sich dann beschwert, wenn die HelferInnen dies nicht leisten konnten oder wollten. Einige Freiwillige hatten sich auch nach ein paar Stunden Arbeit einfach davon gestohlen und sind ins Dorf gefahren. Alle diese negativen Dinge halten sich aber im Bereich von nur wenigen Prozent. Maschinenringe sind in Südtirol noch wenig etabliert, d.h. erst im Kommen. Diese Art einer professionellen Betriebshilfe gibt es noch nicht. Es gibt aber den *Bäuerlichen Notstandsfonds*, welcher die Bauern/Bäuerinnen finanziell unterstützt, um im Notfall eine Arbeitskraft organisieren zu können. Ansonsten wird in der Regel bei Notfällen einfach über Nachbarschaftshilfe geholfen. Aus diesem Grund ist auch der *Verein Freiwillige Arbeitseinsätze* entstanden. Der damalige Zuständige für den *Bäuerlichen Notstandsfonds*, der ja eine Art Katastrophenfonds darstellt, war der Auffassung, dass Geld oft einfach nicht reicht, dass es vielmehr jemanden braucht, der am Hof arbeitet. Deshalb wurde dieses Konzept in Südtirol verwirklicht. Für Bergbauern wäre eine professionelle Betriebshilfe auch nicht erschwinglich.

**Loibl:** Ich selber gehöre zu diesen 7% ÖsterreicherInnen, die dort freiwillige Arbeitseinsätze machen. Zu Weihnachten bekam ich vom *Verein Freiwillige Arbeitseinsätze* neben einem Info-Folder und einer Weihnachtskarte auch eine Urkunde. Ich war 2004 für ein halbes Jahr auf einen Bergbauernhof und war dabei über den *Verein Freiwillige Arbeitseinsätze* auch versichert. Das ist auch eine ganz wesentliche Dienstleistung, die sie anbieten. Das hat Vorbildwirkung und es gibt schon einige, die Entsprechendes auch in Österreich aufziehen möchten. Ich komme aus dem Burgenland. Meine Erfahrungen bei der Heuernte waren wirklich unglaublich. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich auf einem so steilen Hang, wo ich kaum stehen konnte, auch noch rechnen sollte. Ich war auf einem Kräuterbauernhof, wo ich auch im Kräutergarten arbeitete. In meiner Publikation (*Loibl: Das Brot der Zuversicht - Über die Zusammenhänge von Esskultur und bäuerlicher Landwirtschaft 2003, Bundesanstalt für Bergbauernfragen*) habe ich das alles beschrieben. Auch dabei wurden Vorurteile über eine Wissenschaftlerin abgebaut, die da mitarbeiten wollte. Sie erkannten, dass ich keine zwei linken Hände habe. Ich arbeitete mit teilnehmender Beobachtung in den Jahren 2001 und 2002 und verbrachte im Anschluss meine Sommerurlaube dort. Ich machte wichtige persönliche Erfahrungen mit dieser ‚erdigen‘ Arbeit. Mein Urlaub wird auch in Zukunft auf diesem Bergbauernhof sein. Trotz der hohen Arbeitsintensivität hat ein solcher Kräuterbauernhof auch einen hohen Erholungswert für mich. Einmal war ich im Oktober dort. Da war die Arbeit noch



intensiver, da der Betrieb auf 1.400 Meter liegt und jederzeit mit einem Wintereinbruch gerechnet werden muss.

**Vogel:** Vielleicht sollte man noch auf die weiteren Aktivitäten des Vereins hinweisen. Der Verein hat z.B. auch ein interessantes Buch über das bäuerliche Leben herausgegeben.

**Mayr:** Jedes Jahr wird am Ende der Saison im Oktober ein sgn. *Freiwilligenfest* organisiert, das eine Gelegenheit zur Begegnung und zum Austausch für die Freiwilligen sein soll. Gleichzeitig wird Bilanz über die Tätigkeit des Vereins gezogen und den Freiwilligen für ihren Einsatz gedankt. Außerdem werden einige Freiwillige für ihren besonderen Einsatz ausgezeichnet. Dazu werden alle Freiwilligen eingeladen sowie einzelne Bauern/Bäuerinnen, die sehr viele Freiwillige hatten und wo es nie Probleme gab. Zwecks Finanzierung und Werbewirkung werden auch verschiedene Politiker eingeladen.

**Kolland:** Ich erlaube mir doch eine kleine Kritik, weil das zu meinem Beruf dazu gehört. Die Darstellungen fand ich sehr interessant. Meine Frage lautet, was sind überhaupt Bakkalaureatsarbeiten? Mich würde interessieren, wieweit dabei wissenschaftlich gearbeitet wurde. Wo sind die Grenzen von Bakkalaureatsarbeiten? Ich sehe nämlich kein theoretisches Konzept in diesem Zusammenhang. Sie sprachen von Bildern, die Sie untersucht haben. Für mich ist das eher eine Evaluationsarbeit des Freiwilligenengagements als eine Untersuchung der Bilder. Weil sonst müsste man z.B. auch die Freizeit untersuchen. Sie haben aber nur die Erwerbsarbeit dargestellt. Es fehlen mir viele weitere Aspekte, z.B. die Beziehungen zwischen Männer und Frauen. Es wurde nicht nach Geschlechtern differenziert. Mich stört auch, wenn von „den Bauern“ die Rede ist. Man sollte da schon von den „Befragten“ reden. Qualitative Forschung darf nicht herangezogen werden allgemein über die Situation zu sprechen. Man muss z.B. schon erklären, warum genau diese Befragten eine positive Einstellung haben. Man müsste hier die Hintergründe rekonstruieren, warum diese Befragten eine positive Einstellung haben. Daraus kann ich etwas lernen und das ist auch hypothesenfähig. Ich möchte Sie aber nicht zu sehr kritisieren. Für eine Bakkalaureatsarbeit haben Sie aber sicher etwas Hervorragendes geleistet. Man muss aber auch immer die Defizite des wissenschaftlichen Arbeitens aufzeigen.

**Machold:** Mich würde die Geschlechteraufteilung zwischen den Freiwilligen und Bauern/Bäuerinnen interessieren. Gibt es unterschiedliche Aussagen nach den Geschlechtern?

**Mayr:** Mit drei Jahren universitärer Ausbildung, die zudem in Bozen relativ eingeschränkt ist, da man hier den Weg eher in Richtung Fachhochschule geht, habe ich natürlich nicht das komplette entsprechende wissenschaftliche Rüstzeug. Ich war auch mit meinen Ressourcen, d.h. zeitlich und finanziell sehr eingeschränkt. Daher konnten auch nicht alle Fragen bis ins Detail ausgearbeitet werden. Ich musste mich einfach auf bestimmte Dinge beschränken. Ich entschuldige mich für die Verallgemeinerungen. Mit den Bauern hatte ich immer Bergbauern gemeint. Durch meine frühere Arbeit im Verein, bei der ich in einen sehr engen Kontakt zu den Bauern kam, habe ich schon sehr viel Erfahrung und Hintergrundinformationen gesammelt, die ich zwar nicht direkt in die Forschungsarbeit einfließen lassen konnte, welche sich aber sehr gut mit den Meinungen decken, die in der Untersuchung zu finden sind. Meine Erfahrungen halfen mir sehr bei der Konzeption der Forschungsarbeit. Ich versuchte auch die einzelnen Aussagen nicht zu sehr zu verallgemeinern. Die Anzahl der Befragten war zugegebenermaßen sehr gering. Trotzdem bedeutete die Auswertung schon viel Arbeit. In dem Rahmen, der mir gegeben war, habe ich versucht, meine Arbeit so gut wie möglich zu machen. Ich sehe dieselben Probleme und bin der Meinung, dass eine Ausbildung nach drei Jahren nicht unbedingt abgeschlossen sein sollte.

**Vogel:** Die Universität Bozen ist eine sehr junge Universität. Innerhalb der Bakkalaureatsausbildung wird sehr wenig sozialwissenschaftliches Arbeiten vermittelt. Das einzige Angebot wird von mir im Rahmen einer zweistündigen Lehrveranstaltung abgehalten. Gemessen an diesen Ressourcen muss man schon feststellen, dass dies eine ausgezeichnete Bakkalaureatsarbeit ist.

**Kolland:** Insgesamt ist das aber ein strukturelles Problem.

**Vogel:** Methodisch ist dies eine einwandfrei qualitativ gute Forschungsarbeit. Natürlich könnte man von der theoretischen Ausarbeitung her noch mehr machen. Man sollte jedoch dabei vernünftige Grenzen setzen. Eine solche Bakkalaureatsarbeit sollte in erster Linie ein Einstieg in das wissenschaftliche Arbeiten sein. Diese Arbeit wäre auch an der Universität für Bodenkultur als Diplomarbeit akzeptierbar, die Frage ist nur die Benotung. Für eine Bakkalaureatsarbeit ist sie jedenfalls eine ausgereichfte Arbeit. Wenn man an einer so jungen Universität mit dieser Arbeit Anreize für andere schaffen kann, auch in diesen Bereich einzusteigen, dann ist das schon ein Erfolg. Im Vergleich zu einer sozialwissenschaftlichen Fakultät oder Universität ist dieser Bereich in Bozen relativ unbedeutend. Durch den sozialen Hintergrund der Studierenden, von denen viele aus der Landwirtschaft kommen, ist das Interesse an sozialen Problemen aber gegeben.

**Mayr:** Noch kurz zum Geschlechterverhältnis. Auf Seiten der Bauern/Bäuerinnen überwiegen die männlichen Befragten. Unten den acht Befragten waren zwei allein stehende Bauern über 60 Jahre. Alle anderen waren verheiratet. Es wurde immer versucht, Bauern und Bäuerinnen gemeinsam zu interviewen. Die Ergebnisse wurden wegen der geringen Zahl der Befragten gemeinsam ausgewertet und nicht nach Bauer oder Bäuerin unterschieden. Die Antworten von Bauern und Bäuerinnen ergänzten sich meist. Eine/r begann oft den Satz, der/die andere beendete ihn. Man merkte, dass sie oft nicht nur den ganzen Tag sondern bereits viele Jahre ihres Lebens miteinander verbringen. Wenn es um so wichtige Dinge geht haben sie daher oft ähnliche Meinungen. Auf Seiten der Freiwilligen sind es knapp 40% Frauen und 60% Männer, welche die Einsätze leisten. Die Frauen helfen v.a. in der Hauswirtschaft, bei der Kinderbetreuung und der Heuarbeit und bei körperlich weniger anstrengenden Außenarbeiten. Die Männer arbeiten fast ausschließlich in der Landwirtschaft, vor allem bei der Heuarbeit, beim Holz machen und im Stall. Man darf jedoch nicht verallgemeinern. Jede/r macht allgemein was er/sie kann und wozu er/sie Lust hat.

Im zweiten Teil der Sitzung spricht **Markus Schermer** zum Thema *Bioregionen aus der Perspektive des Sozialkapitals*. Schermer studierte Agrarökonomie an der Universität für Bodenkultur in Wien und promovierte am Institut für Soziologie an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck. Er ist Vertragsassistent am Institut für Soziologie der Universität Innsbruck und Leiter des inter fakultären Forschungsschwerpunktes Berglandwirtschaft. Seine Ausführungen geben eine Perspektive des Aktionsforschungsprojektes *Bioregionen als Model für nachhaltige Regionalentwicklung* wider, das von der Forschungsabteilung des Lebensministeriums gefördert wurde.

### Einleitung

Das Projekt wird von *Markus Schermer* koordiniert. Ein wesentlicher Partner ist auch *Michael Groier* von der Bundesanstalt für Bergbauernfragen. Das Konzept der Bioregionen ist etwa seit 2001 in Österreich ein Thema. Im Projekt mit einer Laufzeit von 2005-2007 werden vier Regionen in Österreich modellhaft begleitet und analysiert, wie Vernetzungsprozesse ablaufen. Folgende vier Projektregionen wurden ausgewählt:

- Niederösterreich: Eisenstraße
- Oberösterreich: Kalkalpen
- Oberösterreich/Salzburg: Bio-Heu-Region Trumer Seenland
- Steiermark: Bioregion Murau

Zunächst versucht der Beitrag die Begriffsverwendung zu schärfen, da gerade *Sozialkapital* ein Begriff ist, der sehr modern ist und deshalb sehr inflationär verwendet wird. In gleicher Weise sollte auch der Begriff *Bioregionen* konkretisiert werden. In weiterer Folge wird über Beispiele aus dem Projekt berichtet, bei denen Sozialkapital für die Entwicklung einer Bioregion notwendig ist bzw. eingesetzt wird. Dabei wird auch auf die Rolle der Regionalbetreuer bei der Entwicklung regionaler Konzepte eingegangen.

## Begriffsbestimmungen

Beim Begriff *Sozialkapital* gibt es verschiedenste Ansätze, von *Bourdieu (1986)*, *Coleman (1988)*, *Putnam (1993, 2000)*, bis *Fukuyama (2000)*. Diese kann man in drei grundlegende Betrachtungsweisen einteilen

- **Netzwerkperspektive = soziologisches Modell** (z.B. *Bourdieu*). Dabei geht es darum, wie Personen untereinander vernetzt sind und wie sie in Gruppen agieren.
- **Zivilgesellschaftliche Perspektive = politikwissenschaftliches Modell** (z.B. *Putnam*). Diese untersucht, wie Gruppen zivilgesellschaftlich in staatlichen Gebilden für Entwicklung beitragen.
- **Vertrauensperspektive = ökonomisches Modell** (z.B. *Fukuyama*). Dies stellt vor allem eine wirtschaftswissenschaftliche Betrachtungsweise dar. Beim Kauf im Internet herrscht z.B. eine Konvention, ein generalisiertes Vertrauen unter Fremden, das über stabile berechenbare Beziehungen Transaktionskosten vermindert und Handeln vereinfacht. Auch das wird als Sozialkapital gesehen.

Im gegenständlichen Projekt wird eine Mischung zwischen der Netzwerkperspektive und der zivilgesellschaftlichen Perspektive verwendet, weil die zivilgesellschaftliche Perspektive mit regionalen Entwicklungsprozessen etwas zu tun hat, während die Netzwerkperspektive eher damit wie Gruppen und Personen in Gruppen interagieren.

Bei der *Netzwerkperspektive* unterscheidet man eine *individuelle Ausprägung*, bei der die einzelnen Personen im Netzwerk betrachtet werden und eine *kollektive Ausprägung*, wo die Fähigkeit zu kollektivem Handel im Mittelpunkt steht. Bei der *individuellen Ausprägung* geht es um die Fähigkeit individueller Akteure, aufgrund ihrer Beziehungen knappe Ressourcen zu mobilisieren. Die Ressourcen sind dabei abhängig von der Netzwerkstruktur und von der Position im Netzwerk. Bei der *kollektive Ausprägung* ist die Dichte des Netzwerkes dabei entscheidend, ebenso wie die Brücken zwischen verschiedenen Netzwerken

In der zivilgesellschaftlichen Perspektive wird auch versucht, Sozialkapital messbar zu machen, z.B. im freiwilligen öffentlichen Engagement und die Teilnahme an freiwilligen Organisationen oder die Dichte freiwilliger Vereinigungen zur Verfolgung gemeinsamer Interessen. Dies hat auch Bezug zu einer aktuellen Diskussion in Österreich, die über die Bedeutung des „Ehrenamtes“ geführt wird und zuletzt über die freiwillige Arbeit von StudentInnen, um ihre Studiengebühren abzubauen in die Medien geraten ist.

Weiters unterscheidet man verschiedene Arten von Sozialkapital. Vor allem *Michael Woolcock (1998)*, ein Mitarbeiter der Weltbank, hat sich aus der Entwicklungsperspektive mit Prozessen der Entwicklung beschäftigt. Er unterscheidet zwischen *Bonding*, *Bridging* und *Linking Social Capital*.

*Bonding Sozialkapital* ist der Kitt einer Gemeinschaft. Dabei geht es um die Frage, was Leute in homogenen Primärgruppen wie z.B. Familie, Ethnie, ein Freundeskreis religiöse Gruppierung, etc. zusammenbringt bzw. zusammenhält. Das *Bonding Sozialkapital* wirkt nach innen und stärkt also die Gemeinschaft, den Zusammenhalt, die Loyalität, Solidarität und gegenseitige Unterstützung. Es kann aber auch z.T. negative Effekte haben, wenn zu starke soziale Integration und dichte Beziehungen zu beschränkendem Zwang werden (*Portres und Sensenbrenne (1993)*). . Aus der *Ethnic Entrepreneurship* Forschung wissen wir z.B. dass das Aussteigen aus geschlossenen Gruppen von Immigranten nur sehr schwer möglich ist. Ähnliches ist auch aus der *Migrationsforschung* bekannt. Je stärker eine Gruppe marginalisiert wird, desto schwerer fällt es davon auszubrechen.

*Bridging Sozialkapital* sind die Brücken zwischen Netzwerken, wobei über den Austausch die Autonomie der einzelnen Netzwerksteilnehmer gefördert wird, aber auch Innovation entsteht, da neue Ideen über neue Gruppen hineingelangen. *Bridging Sozialkapital* bringt Menschen unterschiedlicher Hintergründe zusammen und erzeugt einen gemeinsamen Boden für neue Entwicklungen. Bei ausschließlich oder

zuviel *Bridging Sozialkapital* können sich aber auch negative Effekte einstellen, wie der Verlust der Wurzeln, z.B. wenn Angehörige der „new economy“ ihre sozialen Beziehungen auf After-Hour-Business-Lounges beschränken, wohl mit aller Welt vernetzt sind aber keine echten Freundschaften aufbauen können und nicht mehr wissen, wo sie hingehören. Dies sind dann moderne Formen des Verlustes an sozialer Erdung.

*Linking Sozialkapital* stellt die Verbindung zwischen der Mikro- und der Makroebene her und wirkt hauptsächlich auf der institutionellen Ebene.

Das Zusammenwirken der unterschiedlichen Formen von Sozialkapital kann gut über folgendes Schaubild dargestellt werden:

**Grafik 1: Bonding, Bridging und Linking Sozialkapital (nach Woolcock, 1998; verändert)**

	Autonomie	Einbindung (Embeddedness)
<b>Makro-level</b>	Institutionelle Kapazität Credibility	Zivilgesellschaft State-society relations
	<b>Linking Social Capital</b>	
<b>Mikro-level</b>	Verbindungen zwischen Gruppen <b>Bridging Social Capital</b>	Beziehungen innerhalb der Gruppe <b>Bonding Social Capital</b>

Der Mikrolevel ist die Ebene der Gruppe, wo das *Bonding Social Capital* die Beziehungen innerhalb der Gruppe und das *Bridging Social Capital* die Verbindung zwischen den Gruppen darstellt. *Linking Social Capital* ist die Beziehung hinauf in die Makroebene, in die staatliche Ebene oder Ebene der Gesellschaft. Bonding Sozialkapital auf der Mikroebene (= „*embeddedness*“) entspricht in der Makroebene dem Zusammenspiel von staatlichen Strukturen und Zivilgesellschaft. Diese Verbindung zur Zivilgesellschaft steht im Gegensatz zu einem autoritären Staat. Bridging Sozialkapital auf der Mikroebene (= „*autonomy*“) entspricht auf der Makroebene der Stabilität und Verlässlichkeit (Unabhängigkeit) von staatlichen Strukturen. Ex-kommunistische autoritäre Staatsformen oder die sgn. „Schurkenstaaten“ haben z.B. vielleicht eine gewisse Verlässlichkeit oder eher Stabilität (*credibility*) in ihren Strukturen, aber keine Verbindung mit der Zivilgesellschaft. Woolcock geht davon aus, dass Entwicklung nur dann möglich ist, wenn alle vier Bereiche (Autonomy und Embeddedness auf der Makro- wie auch auf der Mikroebene funktionieren. Dazu braucht es aber *Linking Social Capital*.

Im österreichischen Diskurs versteht man unter einer *Bioregion* auf einer regionalen Ebene die Verbindung von biologischem Landbau und nachhaltiger Regionalentwicklung. In anderen Ländern und Sprachen wird der Begriff Bioregion völlig anders verwendet. In den U.S.A. entstand der Begriff *bioregion* aus der Gegenkultur der 70er Jahre und weist esoterischen Bezug auf schamanistische und indianische Grundlagen auf. Bioregion ist die emotionale Umgebungsregion. In Australien versteht man darunter primär ökologische Landschaftsentwicklungen wie das Konzept der *Permakultur*, in England v.a. die lokalisierung von Wirtschaftskreisläufen z.B. über *Local Exchange Trading Systems* (LETS). Die Definition als Verbindung von Regionalentwicklung mit biologischem Landbau ist etwas spezifisch Österreichisches. Es gibt dabei verschiedenste Interessen, die an diesem Bioregionskonzept mitnaschen wollen bzw. Ausgangslagen, warum sich Leute mit Bioregionen beschäftigen.

- *Biobauern* wollen ihre Marktmacht erhalten bzw. verbessern
- *Interessensvertreter* sehen durch die Zusammenführung von Landwirtschaft und nachhaltiger Regionalentwicklung eine Re-Territorialisierung der Landwirtschaft, d.h. eine Stärkung der

regionalen Produktion. Sie wollen die Abkoppelung der Landschaftspflegefunktion von der Produktion verhindern.

- Der *Lebensmittelhandel* hat v.a. ein ökonomisches Interesse an einer Verbindung mit der Region. Man will eine langfristige Kundenbindung.
- *Konsumentenschützer* erblicken in diesem Konzept eine Erhöhung der Lebensmittelsicherheit durch kürzere Wege und Nachverfolgbarkeit.
- *Umweltorganisationen* wollen umweltgerechte Produktion.
- *Regionalmanager* haben Interesse an einer Erhöhung der regionalen Wertschöpfung und einer touristischen Profilierung der Region.

Man kann den Versuch unternehmen die unterschiedlichen Strategien und Zugänge zu Bioregionen in einem Schema darzustellen. Die folgende Darstellung baut auf dem Konzept der Culture Economy des britischen Soziologen Christopher Ray (1998) auf

**Grafik 2: Strategien und Zugänge zu Bioregionen**

Strategien	Zielvorstellungen	lokales Produktimage nützen <i>Produktorientierung</i>	die Region entwickeln <i>Regionsorientierung</i>	die Landwirtschaft weiter entwickeln <i>Sektororientierung</i>
Ökonomischer Zugang	<i>Wettbewerb /Anpassung</i>	Herkunftsregion	Regionsmarketing	regionaler Biocluster
Regionalpolitischer Zugang	<i>aktive Veränderung</i>	Hochpreis-Nische	nachhaltige Regionsentwicklung	Ressourcenpflege
Ideologischer Zugang	<i>Widerstand/ Verweigerung</i>	Regionale Vermarktung	regionale Autarkie	Permakulturhöfe

Es gibt drei verschiedene Zielvorstellungen, zum einen die Ausnützung des lokalen Produktimages, wo ein Leitprodukt da ist, das man für solche regionale Bestrebungen nützen kann, zweitens die Zielsetzung, die Region zu entwickeln und die dritte Zielsetzung, die eher nach innen wirkt, ist die Landwirtschaft weiter zu entwickeln. Man kann drei Zugänge unterscheiden, nämlich einen ökonomischen, einen regionalpolitischen und einen ideologischen. Aus der Kombination der Zielvorstellungen mit den unterschiedlichen Zugängen lassen sich neun verschiedene Formen entwickeln, in deren Zentrum die nachhaltige Regionsentwicklung steht (*Schermer 2003*).

### Das „Modell Bioregion“

Das gegenständliche Forschungsprojekt entstand aus Diskussionen auf der Ebene von Wissenschaftler\*innen Experten mit Vertretern von Bioregionen basieren auf diesen grundlegenden Überlegungen. In den letzten zwei Jahren wurde im Rahmen des Projektes ein Modell entwickelt, wie solche Bioregionen entstehen könnten.

**Grafik 3: Modell zur Entwicklung von Bioregionen**



Der ideelle Ausgangspunkt ist dabei die regionale Biolandwirtschaft und die Bioprodukte. Es können dabei verschiedene Gruppen beteiligt sein, Bauern und Bäuerinnen, aber auch RegionalmanagerInnen oder Gewerbetreibende. In der Steiermark haben wir einen Fall, wo eine Installateurin und ein Bäcker Ausgangspunkte für die Bildung der Bioregion Murau waren. Wichtig ist, dass ein Regionskonzept entsteht. Eine Bioregion kann sich nicht entwickeln, wenn sie sich nicht auf eine konzeptionelle Basis stellt. Im Zuge der Erarbeitung des Konzeptes müssen auch Stärken und Schwächen der Ausgangslage analysiert werden, um dann zu konkreten Zielen zu kommen und daraus Umsetzungsmaßnahmen abzuleiten.

Das ist die eine Seite. Die andere Seite, die uns heute mehr interessiert ist der Beitrag zur sektoral übergreifenden regionalen Entwicklung über Vernetzungen. Diese Vernetzungen müssen auf drei Ebenen passieren, einerseits innerhalb der Landwirtschaft, dann entlang der Wertschöpfungskette und schließlich mit anderen wichtigen Akteuren, wobei dies häufig oder in der Regel in drei Stufen erfolgt. Im zeitlichen Ablauf erfolgt zunächst die Vernetzung innerhalb der Landwirtschaft. Das Erstinteresse der Bauern/Bäuerinnen ist zumeist, sich in der Vermarktung zu koordinieren, dann erfolgt die Vernetzung entlang der Wertschöpfungskette und schließlich mit Akteuren, die nicht unbedingt wirtschaftliche Partner sind. Daraus können dann gemeinsame Ziele festgelegt werden, die zu gemeinsamen Aktivitäten führen. Heute sollten wir uns nur mit dem Bereich der Vernetzung und Kooperation beschäftigen.

#### Die Vernetzung innerhalb der Landwirtschaft

In der ersten Stufe betrachten wir die Vernetzung innerhalb der (Bio-)Landwirtschaft. Diese Stufe benötigt vorwiegend *bonding social capital*, teilweise *bridging social capital*. „Bio“ wird in Klammer gestellt, weil bei dieser Vernetzung es auch darum geht, wie in einer Region Biolandwirtschaft von konventioneller Landwirtschaft abgegrenzt wird. Zur Abgrenzung ist Gruppenbewusstsein gegenüber konventioneller Landwirtschaft nötig, was zu einem „kreativen Konflikt“ führt (Michelsen et al. 2001). Weiters ist in dieser Stufe eine Regionsabgrenzung erforderlich.

Im Projekt wurden die vier verschiedenen Regionen begleitet. Die Ausgangslage war dabei sehr unterschiedlich. In der *Bio-Heu-Region* im Salzburger Flachgau, z.T. auch in Oberösterreich, gibt es z.B. eine Biogenossenschaft, die gemeinsame Aktionen durchführt. Dabei gibt es eine klare Organisation der Biobauern. Im *Kulturpark Eisenstraße* gibt es hingegen Einzelinitiativen von Bauern und Bäuerinnen, aber kaum eine gemeinsame Organisation. Die *Bioregion Murau* ist über Gewerbetreibende aus einem Lokalen Business Agenda Prozess heraus entstanden. Das ist ein steirisches Spezifikum, dass die Lokale Agenda für Unternehmen der Ausgangspunkt war und nicht der bäuerliche Bereich. Es gibt zwar dort eine hohe Dichte an Biobauern, die jedoch nicht organisiert sind. Die meisten sind zumeist nicht einmal Mitglied eines Biobauernverbandes, sondern sgn. Kodexbetriebe. Sie finden ihre Organisation quasi über die Milchlieferung an die Obersteirische Molkerei. In der *Ökoregion Kalkalpen* diente die „Hofmarke“ als Plattform. Dieser Anbauverband ist jetzt in der *BioAustria* aufgegangen.

Welche Probleme ergeben sich bei diesen Konstellationen für Kooperation und Vernetzung?

- a) Oft ist ein mangelhafter Organisationsgrad der Bauern/Bäuerinnen gegeben. Es kann aber auch sein, dass die durchaus bestehenden Einzelinitiativen nicht koordiniert werden können, da eine übergeordnete Organisation auf bäuerlicher Seite fehlt (z.B. Eisenstrasse). Für ein Zusammenwachsen wäre dabei eine Netzwerkstruktur erforderlich, die zunächst nicht primär auf Vermarktung ausgerichtet ist, da eine Vermarktungsorganisation den Mitgliedern eine wirtschaftliche Verbesserung bringen soll und nicht vorrangig eine Organisationsstruktur aufbauen soll.
- b) Ein weiteres Problem ist die mangelnde Positionierung des Biolandbaues. Oft fehlt eine klare Position gegenüber der konventionellen Landwirtschaft (z.B. Bioregion Murau). Daraus entsteht die Gefahr, dass Akteure aus der konventionellen Landwirtschaft das Ruder in die Hand nehmen. Biobauern/bäuerinnen laufen dann Gefahr, vor fremde Karren gespannt zu werden. Sogar wenn eine Organisation besteht, fühlen sie sich oft zu schwach, um konventionelle Akteure herauszufordern (z.B. Bio-Heu-Region). In der *Bio-Heu-Region* sind die Biobauern/bäuerinnen z.B. in Vermarktungsstrukturen eingebunden, wo sie strukturell abhängig sind von Molkereien, die ein wesentlich stärkeres Interesse an der konventionellen Milch als an der Biomilch haben. Es gibt dort auch eine Konkurrenz mit einer sgn. „*Genussregion*“ die ebenfalls auf das Heuimage aufbaut.
- c) Auch die mangelnde Abgrenzung einer Region kann zu Schwierigkeiten bei Vernetzungsbemühungen innerhalb der Landwirtschaft führen. Wenn es keine regionale Identität innerhalb der Gruppe gibt, ist es auch schwierig eine Kooperation zu finden und eine klare Position für die Region festzulegen. Diese mangelnde Regionsabgrenzung führte in der *Ökoregion Kalkalpen* immer wieder zu Diskussionen. Obwohl *Kalkalpen* ein eindeutiger regionaler Begriff zu sein scheint, war es in den Workshops nie klar, auf welche Region man sich dabei bezieht, ob die Abgrenzung nach Bezirken oder nach den Nationalparkgemeinden oder nach einem anderen Schlüssel erfolgen soll. Die Akteure konnten sich nicht auf eine Region einigen und konnten dadurch auch keine regionale Identität in dem Sinn entwickeln. Die niederösterreichische Region *Eisenstrasse* wurde erst später als kulturelles Konstrukt schlagend. Da haben aber andere Faktoren eine Rolle gespielt, warum es dort zu keiner Kohärenz kam. Dies war vor allem auf die Konstruktion des Kulturparks als Gemeindeverband zurückzuführen. Mangelnde gemeinsame

Zielvorstellungen finden sich daher sowohl in der Region *Kalkalpen* als auch in der Region *Eisenstrasse*.

### **Vernetzungen entlang der Wertschöpfungskette**

Wenn wir uns die Vernetzungen und Kooperationen entlang der Wertschöpfungskette (Stufe 2) etwas näher ansehen, dann bemerken wir, dass wir hier vorwiegend *Bridging Social Capital* brauchen, während in der Stufe *Bonding Social Capital* im Vordergrund stand. Teilweise braucht es in Stufe 2 aber auch *Linking Social Capital* in die institutionelle Ebene hinein, um Lobbying für entsprechende Rahmenbedingungen zu finden. Es geht in Stufe 2 v.a. um die Organisation und Koordination der Produktion und um die Absprache mit Verarbeitern und Vermarktern. Ein Beispiel dafür wäre *Naturwärme St. Lamprecht* in der Murau, obwohl dies nicht sehr viel mit Biolandwirtschaft zu tun hat. In der *Bioregion Murau* steht Energie überhaupt sehr stark im Vordergrund, viel stärker als der Lebensmittelbereich. Die *Naturwärme St. Lamprecht* wurde 1992 als Vereinigung von Bauern mit dem Stift St. Lamprecht in Form einer Nahwärmegenossenschaft gegründet. Später konnte das Netzwerk über eine Kooperation mit einer Installateurin (*Firma Zeiringer*) ausgedehnt und Partner mit lokalen Gewerbetreibenden gefunden werden. Die fünf größten Installationsunternehmen wurden von der Frau *Zeiringer* als *Ökoinstallateure* organisiert. Diese beschlossen im ganzen Bezirk keine Ölheizungen mehr neu zu installieren. Damit wurde eine Dynamik ausgelöst, die sehr stark entlang der Wertschöpfungskette zu Absprachen und Verbindungen geführt hat. Das Konzept *Energievision Murau* rückt seit 2001 sehr stark eine lokale Autarkie in den Vordergrund.

Wenn man die prinzipielle Situation in den vier Regionen ansieht, dann lässt sich feststellen, dass in der *Bio-Heu-Region* Ansätze von Kooperationen mit Bäckern, Trockensortimenten bei Partnern, mit Lieferservices und Logos wie Heumascherl für Direktvermarkter gibt. Das alles ist aber noch nicht sehr weit gediehen. Im *Kulturpark Eisenstrasse* gibt es mit dem Verband der Naturkostläden Österreichs (VNÖ) eine Kooperation der *Arbeitsgruppe Most& Saft* und *Biosekterzeuger*, wo man beginnt, sich mit den Eisenstrassenwirten zu vernetzen. In der *Bioregion Murau* war das Beispiel Bioenergie der Auslöser. Derzeit versucht man über die Vernetzung im Energiebereich hinaus auch zu einer Vernetzung mit dem Lebensmittelbereich zu kommen. Es wurde im Laufe des Projektes eine Drehscheibe für bäuerliche Produkte eingerichtet. In der *Ökoregion Kalkalpen* gibt es nach wie vor viele Einzelinitiativen mit Verarbeitern aber keine übergreifende regionale Koordination, zumindest nicht unter dem Dach einer Bioregion.

Die Analyse der Problemfelder zeigt folgendes Bild:

- a) Zu Problemen führte es immer, wenn die Dichte der Produzenten zu gering ist, d.h. wenn diese zu weit von einander entfernt sind, um eine Vernetzung untereinander zu schaffen. Ein Beispiel dafür ist die *Arbeitsgruppe der Marmeladenverarbeiter* in der *Eisenstrasse*, welche sich aus diesem Grund totgelaufen hat.
- b) Probleme ergeben sich auch, wenn es kein kulturelles Kapital und keine Humankapital in der Verarbeitung gibt, d.h. keine Tradition in der Produktveredelung. Ein Beispiel dafür ist in der *Region Murau*, wo es keine kleinen Milchverarbeiter gibt, zumindest nicht auf einer gemeinschaftlichen Ebene. Es gibt zwar ein paar Direktvermarkter aber keine Milchverarbeitungsgenossenschaften. Hier dominiert die *Obersteirische Molkerei* und da fällt es dann schwer, ein Bioprodukt zu einer Produktreife und Vermarktung zu bringen.
- c) Probleme treten auch auf, wenn regionaler Verarbeiter und Vermarkter in ihrer Ausrichtung konventionell dominiert sind, wie z.B. die Käsereien in der *Bio-Heu-Region*, wo der Ausgangspunkt war, dass man die Biomilchverarbeitung forcieren wollte, was auch gelang, aber die Positionierung des Bio-Heumilchkäses gegenüber den Heumilchkäse aber nicht. Dann steht



dieses Produkt nicht im Vordergrund und kann nicht als Träger für eine regionale Identifikation verwendet werden.

- d) Probleme gibt es auch, wenn die regionalen Verarbeiter weg gebrochen sind, wie z.B. in der *Region Murau* im Milch und Fleischbereich. Dieser Strukturwandel hat im Verarbeitungsbereich mindestens ebenso stark zugeschlagen wie im Bereich der landwirtschaftlichen Produktion.

### **Kooperation mit regionalen Akteuren**

Die Stufe 3, d.h. die Kooperation mit anderen wichtigen Akteuren benötigt vorwiegend *Linking Social Capital*, teilweise aber auch *Bridging Social Capital*, um klare Zielvorstellungen zu entwickeln, damit man aktiv geeignete Partner suchen und gemeinsam planen kann. Dies ist sehr stark von regionalen Konstellationen abhängig. Wir sehen nur wenige erste Ansätze für die Stufe 3 in den vier Regionen. In der *Bio-Heu-Region* gibt es beginnende sektorübergreifende Kooperationen mit dem *Tourismusverband Seeham*. Beide sind z.B. auf der *BioFach* in Nürnberg mit einem gemeinsamen Prospekt aufgetreten, um Urlaub auf Biobauernhöfen zu propagieren. Der *Tourismusverband Seeham* konnte dieses Thema aber leider noch nicht innerhalb des regionalen Tourismusverbandes positionieren. Die *Kulturwerkstatt Tannberg* ist ein weiteres Beispiel für ein privates Kulturzentrum, welches sich über diesen Projektprozess mit den Bauern und Bäuerinnen stärker zusammen getan hat. In ihrem Gastronomiebereich wurde dadurch auf biologischen Landbau umgestellt, weiters wurde das Thema Bioregion stärker betont. In der *Bioregion Murau* sehen wir, dass Vernetzung mit dem Energiebereich und in Ansätzen auch über den *Naturpark Grebenzen* funktionieren kann. Im Lebensmittelbereich ist das hier eher schwierig. In der *Ökoregion Kalkalpen* und im *Kulturpark Eisenstrasse* sind diese Ansätze noch nicht so weit gediehen, da sich die Bioregion als solche sich dort organisatorisch noch nicht gebildet hat.

Folgende Problemfelder ergeben sich:

- a) Ein Problem bei dieser Vernetzung mit anderen Akteuren ist, dass die Bauern und Bäuerinnen immer davon ausgehen, dass sie klare Zielvorstellungen haben müssten, bevor sie mit anderen zu reden beginnen. Diese klaren Zielvorstellungen zunächst unter den bäuerlichen Akteuren alleine zu entwickeln und kommunizierbar zu machen ist aber schwierig. Die Beschäftigung mit grundsätzlichen Werten ist oft zu abstrakt und man geht dann wieder auf eine konkrete Ebene mit den Aktivitäten. Das Bioregionenkonzept wird dann oft zu schwammig. In der *Bio Heu Region* versuchte man zunächst mit den Bauern und Bäuerinnen über Werte zu kommunizieren. Diese meinten aber, dass man zunächst etwas Konkretes machen müsste. Daraufhin haben wir uns mit konkreten Maßnahmen beschäftigt. Dann entstand aber die Idee, alles über LEADER weiter zu betreiben, wofür kommunizierbare Zielvorgaben und Werte nötig sind, um mit anderen Partnern sprechen zu können. Die Einbeziehung von außerlandwirtschaftlichen Stakeholdern ist auch von der Zusammensetzung der ursprünglichen Initiativgruppe abhängig. In der *Bioregion Murau* war das leichter, da von Anfang an Gewerbetreibende dabei waren.
- b) Weiters müssen die aktiven Partner, die ein Interesse an der Zusammenarbeit mit Biobauern haben könnten, regional bereits vorhanden sein und von der Initiative in irgendeiner Weise angesprochen werden. Das war in der *Bio Heu Region* z.B. bei der *Kulturwerkstatt Tannberg* der Fall. Im Rahmen des Projektes wurde zuerst eine Liste möglicher Partner erstellt und dann diskutiert, welche Plattformen man entwickeln könnte.

### **Die Rolle von ProjektbegleiterInnen**

ProjektberaterInnen und ProjektbetreuerInnen sind in gewissen Phasen unabdingbar, allerdings kann diese Betreuung und Beratung oft von den bestehenden Beratungsinstitutionen nicht geleistet werden. Der Grund liegt darin, dass die Beratungskräfte der Landwirtschaftskammern eher im Produktions- und Förderungsbereich Kompetenzen aufweisen, weniger im Projektmanagementbereich. Das ist zumindest

die Erfahrung aus Tirol. Es ist dies ein Problem, dass zunehmend wichtiger wird, weil auf der einen Seite die Programme für die ländliche Entwicklung eine sektorübergreifende territoriale Entwicklung fordern, aber auf der anderen Seite das sektoral organisierte System derzeit nicht die Beratung bereitstellen kann, um das zu umzusetzen.

Beratungskräfte in regionalen Entwicklungsprozessen müssten über alle drei Formen von Sozialkapital verfügen. Sie müssen Wissen darüber haben, wie in Gruppen Zusammengehörigkeit entstehen kann und welche Methoden es gibt dies zu fördern; weiters müssen sie Kenntnisse haben um den Austausch zwischen den Gruppen zu fördern und letztlich geht es auch darum, wie Initiativegruppen in die Institutionen hinein Kompetenzen aufbauen können. In den vier Regionen zeigen sich unterschiedliche Situationen in diesem Bereich. In der *Bio-Heu-Region* gibt es keine externe Projektbetreuung. Dafür ist mehr oder weniger der Obmann zuständig. Der hat aber das Problem, dass er dazu zeitlich nur sehr eingeschränkt verfügbar ist und dafür keine Abgeltung erhält. Ehrenamt ist zwar schön und gut, aber irgendwann geht einem der Atem aus. In der *Bioregion Murau* gibt es einen Projektberater, der über das *ILE-Projektmanagement* finanziert wird, als Teil der Initiativgruppe aber Schwierigkeiten hat, sich abzugrenzen. Es ist aber eine Voraussetzung für einen Betreuer, dass er nicht Teil der Zielgruppe ist. In der *Ökoregion Kalkalpen* war das zunächst der Geschäftsführer der *Hofmarke*, der jedoch dann einen Funktions- und Aufgabenwechsel erfahren hat. Letzten Endes hinterließ er dann in diesem Bereich ein gewisses Vakuum. Im *Kulturpark Eisenstrasse* war das Kulturparkmanagement zuständig. Da war das Problem, dass diese sehr stark von anderen Interessen ihre Aufgabenstellung bekommen haben und sie sich daher nicht nur mit der Bioregion identifizieren konnten.

### Schlussfolgerungen

Schlussfolgernd lässt sich feststellen, dass die territoriale d.h. gebietsbezogene Regionalentwicklung mit den neuen EU Förderungsmöglichkeiten immer wichtiger wird, wie z.B. im neuen Programm zur ländlichen Entwicklung. Dies erfordert eine sektorübergreifende Zusammenarbeit von Bauern/Bäuerinnen mit anderen Akteuren im ländlichen Raum. Dazu müssen die Bauern/Bäuerinnen aber erst befähigt werden. Es fehlen aber dazu teilweise die geeigneten Beratungsstrukturen im traditionellen System.

Anhand der Bioregionen wurde versucht, das zu beleuchten. Bioregionen können als ein Beispiel für eine solche territoriale Entwicklung gesehen werden. Dabei spielt die verschiedenen Formen von Sozialkapital eine Schlüsselrolle. Man sollte nicht vergessen, dass es bei diesen Programmen für eine gebietsbezogene Entwicklung nicht nur um Finanz- und Humankapital sondern auch sehr stark um Sozialkapital geht. Letzteres wird derzeit von den Förderungsinstitutionen noch etwas zu wenig beachtet. Es braucht dabei alle drei Formen von Sozialkapital (*Bonding, Bridging* und *Linking Social Capital*), die für erfolgreiche Ansätze kombiniert werden müssen. Meist kann dies nicht alleine von den Leuten aus der Region heraus realisiert werden, sondern nur mit Hilfe von externer Beratung und Betreuung.

Nach dieser zweijährigen Begleitung und Betreuung, wird das Projekt nun nochmals um ein halbes Jahr verlängert. In zwei Regionen, der *Bio-Heu-Region* und der *Bioregion Murau* wird in dieser Zeit versucht, mit den Gruppen ein regionales Konzept zu erarbeiten das in der Umsetzung über LEADER gefördert werden soll.

**Pevetz:** Eine Bioregion hat wie jedes Regionalkonzept das Ziel, einer Region letztlich wirtschaftlich etwas zu bringen. Bioregion ist quasi ein Mascherl welches eine Region von anderen Regionen unterscheiden bzw. ein positiv besetztes Merkmal vermitteln und ein Image ein Fremdbild aufbauen soll. Dieses soll dann natürlich auch erfüllt werden. Es gibt aber dabei das Problem, dass eine gewisse Konsistenz aller Akteure in der Region von der Erwartung der Außenstehenden her erforderlich ist. Jetzt haben wir allerdings keinerlei Möglichkeit über das Regionalmanagement, die Regionalbetreuung usw. den einzelnen Akteur zur Mitarbeit bei irgendeiner Sache zu zwingen. Das Humankapital ist nicht immer von

seiner Beschaffenheit dermaßen, wie es das Konzept der Bioregion erfordern würde. Einzelne Bauern könnten einfach ausscheren. In einer Bioregion könnten z.B. einzelne Bauern auf Wachstum und Intensivierung in Hinblick auf eine höhere Wettbewerbsfähigkeit setzen. Dadurch wird der Eindruck der Bioregion gestört. Da können zehn andere durchaus im Sinne eine Bioregion zusammenwirken, die Ausreißer stören das Gesamtbild. Das Problem ist, dass ein konsistentes Bild eine gewisse innere Disziplinierung erfordert. Dafür haben wir aber keine Instrumente. Das führt dann auch bei den Außenstehenden zu Enttäuschungen.

**Schermer:** Das ist ein generelles Problem. Das gilt nicht nur für die Bioregionen sondern für das ganze *Regional Branding*. Die Frage ist, ob ein regional kohärentes Entwicklungsleitbild überhaupt möglich ist. Ist das heute noch möglich oder war das früher einfacher? Heute gibt es verschiedenste Einflussfaktoren, die immer zu einer Störung führen. Was aber schon in diesem Prozess einer regionalen Profilbildung des Biolandbaus erreicht werden kann, ist, dass es über eine regionale Auseinandersetzung zwischen dem Biolandbau und dem konventionellen Landbau in Form eines *kreativen Konfliktes* zu einer Weiterentwicklung der Landwirtschaft kommen kann. Das Konzept des kreativen Konflikts wurde vom Dänen *Johannes Michelsen* einmal in die Diskussion gebracht. Das würde bedingen, dass sich konventionelle und biologische Landwirtschaft ihrer Besonderheiten klar werden, wo ihre Unterschiede, aber auch wo ihre gemeinsamen Strategien liegen. Es geht nicht darum, dass sie nur in Konkurrenz stehen und nicht, dass sie sich in gegenseitiger Harmonie finden. Letzteres ist etwas, das die Interessensvertretung oft vorgibt mit „wir Bauern sind alle in einem Boot“, sondern es gibt halt Positionen, wo wir gemeinsame Interessen haben und andere wo wir dievergieren und wir stehen in einem produktiven Diskurs. Dies ist in Österreich im internationalen Vergleich leider nur sehr mangelhaft der Fall, vielleicht auch weil wir ein konfliktscheues Volk sind. Ein kreativer Konflikt kann zu einer Weiterentwicklung führen und es kann daraus auch ein Bild einer Region entstehen.

**Pirkhuber:** Spannend ist den Begriff der Bioregion ideologisch zu hinterfragen. In welchem Kontext steht Regionalität überhaupt? Sie steht im Kontext einer Öffentlichkeit, die global vernetzt ist. Wir erleben uns anders als vor hundert Jahren und auch die Bauern/Bäuerinnen in den Bergtälern haben einen bestimmten Nimbus. Das ist die eine Ebene. Die zweite Ebene ist die Ebene des politischen Prozesses. Die Frage der Konsistenz ist eine politische Frage. Dieses Konzept einer Bioregion ist etwas sehr Theoretisches. Hinter den Bioregionen stehen eigentlich die alten Mythen bzw. Mythologien der österreichischen Agrarpolitik nämlich der vernetzten Kreisläufe, der geschlossenen Kreisläufe und der alternativen Autarkiebewegung einer berglerischen Sichtweise manchmal. Alles dies ist möglicherweise darin mitverpackt. Das Spannende daran ist die Dynamik. Die Frage, der man vielleicht auch noch nachgehen sollte, ist die Frage der kritischen Masse. *Bridging Social Capital* erscheint mir besonders wichtig bei der Frage der Energie. Das ist eine sehr dynamische strategische Frage. Wenn man Bioregionen behandelt ist man auch immer sehr nahe bei politischen Analysen der Strukturen vor Ort, der Meinungsträger und der Arten der Kooperationen verschiedener politischer Ansichten. Dort wo solche Dinge passieren, funktioniert es auf einmal. *Steinbach an der Steyr* ist eine klassische Gemeinde, die immer als „Nachhaltigkeitsschmiede“ ausgezeichnet wird. Der Hintergrund war ein ÖVP Bürgermeister, der mit seinem SPÖ Gegenüber eine Freundschaft hatte und das auch immer durchgetragen hatte, um andere politische Strukturen aufzubauen. Sind in den regionalen Foren und Managements nicht die Leute, die seit Jahren vor Ort tätig sind, nicht die logischen Adressaten solcher Konzepte?

**Schermer:** Die regionalen Foren und regionalen Manager sind sehr stark auf der Planungsebene tätig, aber nicht immer auf der beratenden und befähigenden Ebene. Wenn sie auf der planenden Ebene bleiben, dann ist die Frage, wieweit sie diese Inhalte (der Bioregion) in die Planung aufnehmen. Alleine in die Planung aufzunehmen wäre noch zu wenig. Man muss wirklich schauen, wie man dabei vernetzend wirken kann. In den Ausgangspunkt auf einer mittleren Ebene zwischen Bürokratie und Basis kommt eine Person, die mit dieser Idee schwanger geht hinein. Dann ist der Spagat nach oben und nach unten zu

machen, d.h. die Leute an der Basis mit der Idee zu berühren und zu entflammen oder zumindest Allianzen zu suchen mit Leuten, die ohnedies schon eine Idee haben und das dann hinaufzutragen auf eine höhere Ebene.

**Pirkhuber:** Eine Kurzbemerkung zu den Kammerberatern: das stimmt hundertprozentig. Da kann man schon froh sein, wenn man diese nicht gegen sich hat. Das große Konkurrenzmodell der letzten Jahre sind die *Genussregionen*, die sogar im Regierungsprogramm festgeschrieben sind. Das Zweite ist die Frage der touristischen Ausrichtung. Ökonomisch gibt es Bioregionen, die kaum als solche ausgewiesen sind, wie der *Pinzgau* mit 40% Biobauern/bäuerinnen.

**Schermer:** Der *Pinzgau* wird auch als Bioregion bezeichnet, zumindest wurde er von einem Handelsunternehmen als solche bezeichnet. Wenn man durch den *Pinzgau* fährt sieht man die Bioprodukte weniger außerhalb der Geschäfte als innerhalb dieses Handelsunternehmens.

**Vogel:** Wenn nun die Vermehrung des Sozialkapitals als bewusste Planung und bewusstes Arbeiten im Regionalmanagement Einzug nehmen soll, dann braucht das Regionalmanagement irgendein Instrument des praxisorientierten Forschens, denn man muss ja die Entwicklung des Netzwerkes beobachten und begleiten, um so einen kreativen kritischen Konflikt auffinden und vielleicht sogar planen zu können. Was hat das Regionalmanagement hier an der Hand? Ist es die *Actor-Network-Theorie*?

**Schermer:** Die *Actor-Network-Theorie* sehe ich als analytischen Rahmen aber nicht unbedingt als Rahmen für Prozessinitiierung oder Prozessbegleitung an. Aktionsforschungsmodelle gibt es jede Menge. Ich würde das eher in diesem Bereich ansiedeln. Es gibt jede Menge Monitoring- und Evaluierungsansätze. Aus der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit gibt es z.B. ein paar interessante Publikationen zu dem Thema. Da sind Tools bereits vorhanden, wie man selber eine Evaluierung machen kann. Im EU Projekt IMALP (Implementaion of Sustainable Agricultural and Rural Development in Alpine Mountains) haben wir sogar ein Handbuch herausgegeben, wo entsprechende Evaluierungswerkzeuge exemplarisch dargestellt wurden. In diesem Projekt ging es nicht nur um Forschung sondern auch um Initiierung von Kooperationen. Man braucht hier das Rad nicht neu zu erfinden, sondern man soll selektiv vorgehen, um das passende Werkzeug zu finden.

**Kolland:** Mich beschäftigt Sozialkapital als inhaltliche Frage. Die drei Konzepte erscheinen mir sehr dürftig. Wo sind die Schwächen dieses Konzeptes? Linking, Bridging und Bonding Social Capital wird sehr breitgetreten. Reicht das wirklich aus für die Analyse? Reicht das auch aus für eine Veränderung? Was sind die Defizite?

**Schermer:** Sie haben Recht. Ich würde das Sozialkapitalkonzept aber weniger dürftig sehen sondern eher als schwammig. Jeder verwendet es, aber jeder projiziert etwas anderes hinein. Daher habe ich versucht, mich am Anfang mit der Strukturierung zu beschäftigen. Diese Debatte über das Sozialkapital geht seit zehn Jahren. Jeder geht damit hausieren. Das große Problem ist, dass man zu einem gemeinsamen Verständnis kommt und daran etwas weiterentwickeln kann. Wie ich versucht habe darzustellen, ist das ein interdisziplinäres Konzept, weil die Politikwissenschaftler, Ökonomen und Soziologen den Begriff unterschiedlich verwenden. Viele meinen, dass diese unterschiedlichen Auffassungen nicht vereinbar wären. Ich glaube, dass man damit nicht alles erklären kann, aber es ist ein Hilfsmittel.

**Schuh:** Ich möchte mit meiner Frage an diese planungsseitige Herangehen zurückkommen. Mir fiel bei ihrem Vortrag auf, dass ein Stückweit diese Idee der Bioregion und sage das drastisch, den Krieg in den Regionen verschärft oder anfacht. Vorhin wurde lamentiert, dass es keine regionale Identität gäbe. Das ist auch kein Wunder, denn es herrscht zurzeit Krieg in den Regionen zwischen den Akteuren. Auf der einen Seite gibt es die Lokalen Aktionsgruppen (LAG), die von ganz oben von der EU Politik über LEADER hereinkommen und die genau die Prozesse vollziehen sollen, die Sie angedeutet haben. Daneben gibt es aber die Bioregion, die Genussregion, die wirtschaftspolitischen Förderregionen und dazwischen haben wir noch das Regionalmanagement, das sowieso stark unter Druck steht, da die Förderströme ausfallen

oder weil diese Aufgabe wieder weitgehend von LEADER übernommen wird oder auch nicht. Ist das nicht wiederum ein Ansatz, der diesen bereits ohnehin in den Regionen vorhandenen Konfliktbereich stärker anfacht? Letzten Endes läuft das wiederum dahin hinaus, dass sich die Regionen eine Strategie geben sollen. Bedeutet das nicht wiederum, dass sie dem übergeordneten Ansatz einer nachhaltigen Regionalentwicklung eigentlich schon wieder eine stark deterministische Wirkung entgegensetzen? Wie in etwa, wir wissen, wie die Strategie ist und wenn ihr eine macht, dann ist das zwar nett für euch, mit uns hat das aber nichts zu tun, denn wir sind die Biobauern. Das sehe ich als eine Gefahr, weil das aus der europäischen ländlichen Entwicklung des LEADER Mainstreaming herausgenommen werden soll.

**Schermer:** Das nicht unbedingt Thema meines Vortrags. Trotzdem haben wir uns mit diesem Thema sehr intensiv auseinander gesetzt und zwar in dem Teil des Projektes, wo es um die Synergiepotentiale von Regionalentwicklungskulissen geht. Die Überlagerung der verschiedenen Regionalentwicklungsbestrebungen von LEADER, LAG, Klimabündnis, Energiespargemeinden, Gesunde Gemeinden usw. wurde versucht über ein GIS Modell darzustellen, um herauszufinden, wo Kristallisationskerne verschiedenster Initiativgruppen gegeben wären, die dann im Sinne des Regionalmanagements natürlich zu vernetzen wären. Darin würde ich die Aufgabe des Regionalmanagers sehen, über diese Vernetzungen zu gemeinsamen Zielvorstellungen zu gelangen. Jeder schaut auf die Region aus seiner Perspektive. Die sich überlagernden Netzwerke, Gruppierungen und Bemühungen, die aus verschiedenen Sektoren kommen, treffen sich leider nur selten. Dann kommt noch der Naturschutz hinzu mit den verschiedenen Naturschutzkategorien und -kulissen, wie Landschaftselemente, Biotopkartierungen usw. Im Projekt wurde ein Ansatz probiert, diese alle zusammenzutragen. Wir sind jetzt in einer weiteren Zwischenberichtphase. Bis zum Herbst soll der Endbericht vorliegen. Die Bundesländer unterstützen dieses Projekt finanziell, weil sie ein Interesse haben, ein Instrumentarium für die Sichtbarwerdung dieser überlagernden Kulissen zu bekommen.

**Groier:** Viele Öko- bzw. Bioregionen decken sich erstens mit den LEADER Regionen und zweitens muss vom Konzept der Bioregionen her eine Bioregion nicht das oberste Rahmen der Regionalentwicklung sein, sondern Bioregionen können z.B. auch als Gruppe Teil von LEADER sein.

**Schuh:** Die Frage ist, wenn ich mir eine Strategie gebe, wieweit ich dann bereit bin, dies auch einzugestehen. Das ist eine Frage von oben und unten und wo meine Prioritäten liegen. Regionalentwicklung ist eigentlich Aufgabe des Bundeslandes. Die RegionalmanagerInnen, die z.T. weder das Potential noch die Möglichkeiten haben, das zu koordinieren sollten damit nicht belastet werden

**Pirkhuber:** Bei dieser Frage der sozialen und politischen Kultur passt dann der Begriff des Sozialkapitals schon, z.B. bei der sozialen Interaktion verschiedener Interessenskreise. Die Regionalentwicklung auf die Landesebene zu heben würde Niederösterreich präferieren, in Oberösterreich würde das ein Spannungsbogen zwischen den Interessen der Regionen, den Parteien, Fraktionen und den Akteuren vor Ort sein. Das sollte auch analysiert werden. Den Begriff Sozialkapital sehe ich auch als ein Instrument, um über soziale Lernprozesse die ökonomische Vernetzung, das kulturelle Bewusstsein und das Selbstbewusstsein zu stärken. Hier gibt es leider wenige Leitbegriffe, die akzeptiert werden. Unter Bioregion mag zwar jeder etwas anderes verstehen, trotzdem ist der Begriff noch irgendwo greifbar. Unter diesem Gesichtspunkt ist das auch eine Herausforderung an das Sozialkapital, was das auch immer ist. Die Übersetzungsarbeit bleibt uns nicht erspart. Ein wichtiger Aspekt für die Forschung wäre hier auch das soziale Lernen. In den neuen Programmen bis 2013 sollte dies berücksichtigt werden.

**Schermer:** Ich bin auch der Meinung, dass soziales Lernen hier als Komponente eine große Rolle spielen soll. Denn wenn es begleitet würde, würde es auch dokumentiert. Für andere würde das dann besser nachvollziehbar und man könnte ein paar Abkürzungen machen, denn nicht jeder und jede muss das Rad neu erfinden.

**Loibl:** Mir gefällt der Ausdruck Sozialkapital genauso wenig wie Humankapital. Ich würde vorschlagen, besser den Begriff *Gemeinwesenarbeit* von *Anton Rohrmoser* (2004) zu verwenden. Es ist schwierig von oben nach unten etwas zu bewegen. In meiner Studie *Der Weg entsteht im Gehen - Bäuerliche Initiativen im ländlichen Raum* (Loibl 1997) beschrieb ich bereits, dass die Rolle der VermittlerInnen eine sehr zentrale ist. Anlässlich einer Veranstaltung zu INTERREG III B Projekten PUSEMOR hielt *Helmut Hiess* von *Rosniak & Partner* einen Vortrag zum Thema „Privat, Staat und Ehrenamt“. Über diese drei Ebenen muss man die regionalwirtschaftlichen Kreisläufe entweder wieder aufbauen oder bewusst machen. Das Miteinander-Verbinden ist sehr wichtig, um gegenseitige Vorurteile abzubauen. *Franz Rohrmoser*, der Bruder von *Anton Rohrmoser* meint in seinem Beitrag im Buch *Gemeinwesenarbeit*, dass es einmal eine Zeit gab, als Bauern meinten, dass sie sich selber aus dem Sumpf ziehen könnten. Dies geht aber nicht. Auf der anderen Seite braucht aber die Politik genau diese initiativen Menschen. Die VermittlerInnen, d.h. RegionalmanagerInnen stehen leider oft sehr stark unter der Kuratel der Landesregierung. Diese sollten politisch unabhängiger werden.

**Mayr:** Sie meinten, dass es einen Bedarf an externer Beratung und Begleitung für die Regionalentwicklung gäbe. Welche Anforderungen würden Sie an solche Personen stellen, aus welchen Hintergründen könnten solche Personen kommen und wer sollte schlussendlich für die Finanzierung dieser betreuenden und beratenden ExpertInnen zuständig sein und wie könnten dies initiiert werden?

**Schermer:** Die Finanzierung würde über das Regionalmanagement und auch aus LEADER Mittel usw. bereitzustellen sein bzw. müsste über diese institutionelle Form angeboten und vermittelt werden. Die Struktur ist dafür bereits gegeben. Das ist nicht das Problem. Das Problem ist, dass die entsprechenden Leute dafür teilweise noch fehlen bzw. dass man dies in dieser Wertigkeit noch nicht sieht. Das Anforderungsprofil ist in der Entwicklungszusammenarbeit in Afrika oder Lateinamerika sehr ähnlich als für RegionalmanagerInnen bei uns. Es geht dabei um die gleichen Prozesse. Dorfsoziologische Inhalte sind dabei sehr wichtig. Deshalb müsste man dafür auch eine eigene Ausbildungsschiene eröffnen. An Universitäten gibt es zurzeit nur ganz ansatzweise über Forschungspraktika entsprechende aber nur sehr wenige Möglichkeiten. Auf der mittleren Ausbildungsebene gibt es kaum Angebote. In den Anfängen der ÖAR (*Österreichische Arbeitsgemeinschaft für eigenständige Regionalentwicklung*) kamen die meisten aus der *Katholischen Sozialakademie*. Man müsste sich anschauen, welche Bildungsinstitutionen und -kanäle damals eine Bedeutung hatten. Da sind Anknüpfungspunkte gegeben, die man wieder neu entwickeln könnte.

**Graf:** Bezüglich Beratung und Begleitung werden im Rahmen ländlicher Entwicklungsprogramme Projekte durchgeführt. Wer als Projektgruppe eine Beratung und Begleitung in Anspruch nimmt, wird bei der LAG zu hundert Prozent gefördert. Die Leute können sich dabei die Berater selber aussuchen, das können Leute aus der Politik sein oder Interne. Die Frage ist, ob dies in Anspruch genommen wird und welche Qualität diese Beratung hat. Das Instrument gibt es ja.

**Schermer:** Die Leute wissen z.T. von kofinanzierten Möglichkeiten. Bei reinen Bauerngruppen fehlt da leider oft die Kofinanzierungsmöglichkeit. Bei der Bio-Heu-Gruppe bei den *Obertrumer Seen* z.B. ist der Bedarf nach Beratung z.B. evident, nur leider nicht die 50% Kofinanzierung geregelt. Das nächste ist, dass diese Personen erst einmal eingelernt werden müssen. Bis die Person dann endlich versteht und weiß, um was es geht, d.h. die nötige Regionalanalyse durchgeführt hat, vergeht oft locker ein halbes Jahr.

**Pirkhuber:** Das Stichwort wäre eine nachhaltige Betreuung. Nicht die Menge der Betreuung ist entscheidend sondern die Nachhaltigkeit. Denn wenn dann die Programme abstürzen, muss jemand da sein.

**Schermer:** Meiner Meinung nach fehlt es z.T. auch bei den Anbietern (Consulting Organisationen) noch die Kompetenz. Es bräuchte wieder Leute, wie es am Anfang von der ÖAR gab. Aus verschiedenen Gründen wurde das sehr stark in eine kommerzielle Beratung übergeführt. Die Leute wurden in eine

gewisse Richtung professionalisiert, wo es notwendig war. Diese Gemeinwesenarbeitsform hat sich damit aber eher zurückentwickelt. Die unternehmerische Beratung, die Beratung auf Betriebskonzepte und Kooperationen in wirtschaftlicher Hinsicht rückten in den Vordergrund.

**Schuh:** Aus der Erfahrung mit LAG und LEADER zeigt sich tatsächlich, dass die Leute einerseits schwere Probleme mit der Kofinanzierung haben, zum anderen ist es immer eine Opportunitätskostenfrage. Die Frage ist, ob ich mir einen externen Berater leiste, der mir möglicherweise etwas bringt, vielleicht aber auch nicht. Da mach ich doch lieber etwas Handfestes und unterstütze etwas, was ich bereits auf meinem Tisch liegen habe. Dieser Punkt wird gerade in großen Programmen wie LEADER z.B. als Problempunkt angesehen. Im Rahmen des *LEADER Observatory Networks* stehen diese Prozesse der Selbstevaluierung und der *Capacity Building* nun relativ hoch auf der Agenda. In der kommenden Programmperiode sollten diese verstärkt unterstützt werden. Das Problem der Initiativen ist, dass sie zwar leben, aber keine Nachhaltigkeit entwickeln können, da ein ständiges Auf und Ab in der personellen Besetzung besteht und institutionelles Lernen nicht stattfindet. Das Angebot ist gegeben. Es ist durch die Professionalisierung aber teuer geworden. Die Initiativen können und wollen sich professionelle Beratung oft nicht leisten.

**Schermer:** Die Leistung ist nicht immer sichtbar. Wenn ich mir von Beratern einen Businessplan ausarbeiten lasse, dann weiß ich erst ein oder zwei Jahre darauf, ob die Beratung gut war oder nicht.

**Pirkhuber:** Der Begriff *Social Empowerment* könnte die Begleitung in einer moderierten oder mediatierten Form bezeichnen.

#### Allfälliges

**Wiesinger** bedankt sich für das zahlreiche Erscheinen und die spannende Diskussion. Er bringt zum Ausdruck, dass heute zwar viele Fragen aufgeworfen, aber nur wenige beantwortet werden konnten. Eine Aufgabe der Arbeitsgemeinschaft ist es, Forschungsdesiderate aufzuspüren um daran umso intensiver weiterzuarbeiten und zu forschen.

Die **nächste Sitzung** der **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Freitag, 16.11.2007 10.00 Uhr s.t.** an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen statt, 1030 Wien, Marxergasse 2/Mezzanin. Folgende Beiträge stehen auf dem Programm:

*F. Seifert* (Sozialwissenschaftler/Biologe Wien): Konsensuelle NIMBYs und kämpferische NIABYs. Bäuerlicher Widerstand gegen die Gentechnik in Österreich und Frankreich im Vergleich

*J. Kastner* (Soziologe und Kulturhistoriker Wien): Ambivalent und umkämpft - Autonomie in der entwicklungspolitischen Diskussion (Mit dem Scheitern zahlreicher Konzepte zur „nachholenden“ Entwicklung, die mehr oder weniger alle auf das westliche Modell abzielten, häufen sich die Forderungen nach „Autonomie“. International breit diskutiert werden vor allem die in den indigenen Gemeinschaften Lateinamerikas entwickelten Autonomie-Konzepte. Deren Vorstellungen werden in entwicklungstheoretischen Publikationen weiter gedacht – mit nicht immer überzeugenden Ergebnissen. Am Beispiel der Diskussion um die zapatistische Autonomie im südlichsten mexikanischen Bundesstaat Chiapas wird in die Problematik des umstrittenen Konzeptes eingeführt.)

*Dr. Franz Seifert* studierte Biologie und Politikwissenschaft und arbeitet seit 10 Jahren im Rahmen verschiedener institutioneller Zusammenhänge und als freier Wissenschaftler zum politischen Konflikt um die grüne Gentechnik. In einem vom FWF und den UN finanzierten Forschungsprojekt beschäftigte er sich zuletzt mit lokalen und globalen Aspekten dieses Konflikts, um mehr über aktuelle Politikformen, Globalisierungsprozesse und neue soziale Bewegungen zu lernen.

*Dr. Jens Kastner* ist ehemaliger Lehrbeauftragter am Zentrum für Lateinamerikaforschung (CeLA) der Universität Münster, er lebt und arbeitet als freier Autor und Dozent in Wien.

## Literaturhinweise

- Alvensleben, R. von; Vierheilig, B. (1985): Das Image von Landwirtschaft und Gartenbau bei der Stadtbevölkerung, Institut für Gartenbauökonomie der Universität Hannover, Arbeitsbericht Nr. 52, 59 S.
- Bourdieu, P. (1979): La distinction. Critique sociale du jugement, Édition de Minuit, Paris.
- Bourdieu, P. (1983) Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel R. (Hrsg.) *Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt*. Sonderband 2, Göttingen.
- Bourdieu, P. (1986): The Forms of Capital. In: Richardson, John (Ed). *Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education*. New York: Greenwood Press, pp. 241-258.
- Coleman, J. S. (1988): Social Capital and the Creation of Human Capital. *American Journal of Sociology* Vol. 94 (Supplement), pp: 95-121.
- Fukuyama, F. (2000): *Social Capital and Civil Society*. International Monetary Fund, IMF Institute, Working Paper, WP/00/74.
- Girtler, R. (1996): Sommergetreide - Vom Untergang der bäuerlichen Kultur, Böhlau Verlag, Wien
- Hamann, S. (2004): Schülervorstellungen zur Landwirtschaft im Kontext einer Bildung für nachhaltige Entwicklung, Dissertation, Pädagogische Hochschule Ludwigsburg.
- Loibl, E. (1997): Der Weg entsteht im Gehen - Bäuerliche Initiativen im ländlichen Raum. Forschungsbericht Nr. 39 der Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Wien.
- Lorenzl, G.; Brandt, H. (1995): Landbau und Metropolis - Ein Beitrag zur agrikulturellen Sinnfindung, Berliner Beiträge zur Agrarentwicklung, Heft 16, Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät der Humboldt Universität Berlin.
- Mayring, Ph. (2000): Qualitative Inhaltsanalyse – Grundlagen und Techniken, Deutscher Studien Verlag, Weinheim.
- Michelsen, J.; Lynggaard K.; Padel S.; Foster C. (2001): Organic Farming Development and agricultural Institutions in Europe- A study of six countries. *Organic Farming in Europe: Economics and Policy*, Vol. 9 Stuttgart: Universität Hohenheim.
- Planck, U.; Ziche, J. (1979): Land- und Agrarsoziologie, Stuttgart.
- Pohl, B. (1995): Ökonomische Überlebensfähigkeit von Berglandwirtschaftsbetrieben in der EU. In: CIPRA-Österreich (Hrsg.): Berglandwirtschaft im europäischen Kontext - Ausgedinge oder Hoffnungsträger? (CIPRA-Jahresfachtagung 23.-24. März 1995 in Gmunden), Wien, S. 19-34.
- Portes, A.; Sensenbrenner, J. (1993): Embeddedness and Immigration: Notes on the Social Determinants of Economic Action. *American Journal of Sociology*, Vol.98, pp: 1320-50.
- Putnam, R.D. (1993): The Prosperous Community, Social Capital and Public Life. *The American Prospect Online*, Issue 13, [www.prospect.org/print-friendly/print/V4/13/putnam-r.html](http://www.prospect.org/print-friendly/print/V4/13/putnam-r.html) (Datum des Zugriffs: 9.3.2002).
- Putnam, R.D. (1993): Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy, Princeton University Press, Princeton New Jersey.
- Putnam, R.D. (2000): *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*. Simon & Schuster, New York.
- Ray, C. (1998): Culture, Intellectual Property and Territorial Rural Development. *Sociologia Ruralis*, Vol.38 Nr.1. pp: 3-20.
- Rohrmoser, A. (2004): GemeinwesenArbeit im ländlichen Raum. Studien Verlag.
- Scheper, U. (1999): Das Image der Landwirtschaft bei Meinungsmultiplikatoren. Dissertation am Lehrstuhl für Agrarmarketing, Universität Kiel.
- Schermer, M. (2003): Bioregionen in Österreich - der Versuch einer Typologie, *Ländlicher Raum* 3/2003 pp. 14-16, [www.laendlicher-raum.at](http://www.laendlicher-raum.at)
- Woolcock, M. (1998): Social Capital and Economic Development: Towards a Theoretical Synthesis and Policy. *Theory and Society*, Vol.27 pp: 151-249.